

Anke Hartmann
Ein Tag wie jeder andere...

Anke Hartmann

Ein Tag wie jeder andere...



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 2007

© 2007 by CLV • Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Satz: Horst Klatt, Bielefeld

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-576-1

1. Kapitel

»Mami!«, flüsterte es. »Mhm?«, machte Katrin. War es tatsächlich schon wieder Morgen? Es war doch noch ziemlich dunkel! Sie tastete nach dem Wecker auf ihrem Nachttisch. Da war er ja! Fünf Uhr vierundfünfzig. Na, das ging noch. Sie hatten sie auch schon früher geweckt ... Schlaftrunken hob sie die Decke ein wenig an, und sofort kletterte die kleine Lilly ins Bett und kuschelte sich an ihre Mama. Gerade als Katrin noch einmal weggedämmert war, wurde sie durch lautes Getrappel erneut geweckt. Dann krabbelte etwas über ihre Füße, knuffte sie unsanft in die Rippen und schlüpfte von der anderen Seite her unter ihre Bettdecke: Florian. »Na, mein Großer, auch schon wach?«, murmelte Katrin und legte den noch freien Arm um ihren Ältesten. »Na klar, heute ist doch Kindergarten!« »Ja! Heute ist Kindergarten!«, rief es aus dem Jungezimmer nebenan, und wieder ertönte das Getrappel nackter Füße auf dem Holzfußboden. Als Letztes stand nun Lars, Florians Zwilling, am Elternbett. »Bei mir ist schon belegt, Schatz, geh zu Papa! Der ist jetzt sicher auch schon wach!«, sagte Katrin entschuldigend zu ihrem Zweitältesten. Wie schon bei seiner Geburt war er stets ein paar Minuten später als Florian – beim Aufstehen, beim Anziehen, nur nicht, wenn zum Essen gerufen wurde. »Ich will zum Papa!« Lilly war plötzlich hellwach. Und während sie über ihre Mutter krabbelte, nahm schnell Lars ihren Platz an Mamas warmer Seite ein. »Was ist das denn?«, brummte ein Bariton – oder Bären-ton? – aus der anderen Betthälfte. »Das ist Lilly, Papa!«, antwortete die Kleine, höchst belustigt über den allmorgendlichen Spaß. »Lilly!«, brummte ihr Papa nun lauter direkt in ihr Ohr. »Und was ist denn das hier noch?« Achim griff einen Arm neben sich. »Das bin ich!« Nun quietschte Florian vor Vergnügen. »Und ich bin auch da!«, rief Lars, wand sich aus Katrins Arm und krabbelte seinerseits über die Mutter. »Au!«, stöhnte Katrin übertrieben, als sich ein Knie in ihre Magengrube bohrte. »Jetzt reicht's. Hier ist's ja wieder mal wahnsinnig gemütlich.« Ein wenig genervt über den wieder einmal abrupten und unsanften Start in den Tag schlug sie die Bettdecke zurück, schlüpfte in Hausschuhe und Morgenmantel und rief auf dem Weg in die Küche noch einmal über ihre Schulter: »Du Bär könntest ja mal die Bande für heute übernehmen – wie wäre das, mein Schatz?«

Aus dem Schlafzimmer waren aber nur laute Brummtöne und helles Kinderlachen zu hören. Katrin seufzte. Hätte man all das nicht, wäre es ja auch schade ...

Achims Wecker klingelte. »So, Jungs und Mädels. Schluss mit dem Spaß, weiter geht's im Text. Papa muss an die Arbeit.« »Immer musst du an die Arbeit!«, grummelte Lilly mit herzzerreißendem Schmolmund und schlang ihre Ärmchen um Achims Hals. »Papa muss doch an der Arbeit Geld verdienen«, tröstete Florian ganz groß und vernünftig. »Damit Mama Windeln und was zum Essen und zum Anziehen kaufen kann«, ergänzte Lars. »Mama hat Essen in der Küche. Und im Schrank sind Pullis. Und Windeln sind auch da«, entgegnete Lilly verständnislos. »Das stimmt, meine Süße«, sagte Achim. Er stieg mit Lilly auf dem Arm aus dem Bett, gab ihr einen Kuss und stellte sie auf ihre Füße. »So, und jetzt geht ihr ins Zimmer und spielt noch, bis Mama das Frühstück fertig hat. «Lars und Flo lassen dich bestimmt mal Eisenbahn fahren, oder?« Achim gab seinen Söhnen einen liebevollen Klaps auf den Po. »Au ja, Eisenbahn fahren!« Lilly war begeistert und lief los, die Brüder hinterher. Dann hörte man, wie das Spiel begann: »Nicht so, das geht kaputt. So: Tuut!« »Brrrr, brrrr, brummm ...«

Achim ging ins Bad und machte sich für den neuen Arbeitstag fertig. Urplötzlich war der Kopf voll von anstehenden Terminen mit dem Chef und Kollegen und von den ungelösten Problemen des Vortags im Produktionsbereich der Firma. Auch die Betriebsversammlung von gestern kam ihm wieder in den Sinn. Die Gerüchte, die in der Firma umgingen, hatten sich als wahr erwiesen: Auch bei ihnen hatte die Flaute in der Möbelbranche ihre Auswirkungen, und weitere fünfzehn Leute würden entlassen werden müssen. Er hatte noch die Wohnung abzubezahlen, und ihre drei Kinder kosteten auch Geld! Wenn es nun ihn treffen würde ... Darüber durfte er gar nicht nachdenken! Der Bibelvers kam ihm in den Sinn: »Seid nicht besorgt um den morgigen Tag« (Matthäus 6,34). Ja, wenn man so einfach einen Knopf drücken und damit die Sorgen und die Gedanken ausschalten könnte! Er kämmte sich noch schnell durchs Haar, dann war er fertig. Ein Blick auf die Uhr: Sechs Uhr fünfundvierzig. Bis spätestens sieben Uhr dreißig musste er in der Firma sein. Schnell lief er zur Küche und steckte den Kopf zur Tür hinein: »Katrin, kannst du mir mal eben zwei Brote mit Erdbeermarmelade fertig machen? Ich muss mich beeilen.«

»Halt!«, rief Katrin, als Achims Kopf wieder verschwinden wollte. »Jetzt sag mir mal wenigstens anständig ›Guten Morgen!‹« »Ach, was du immer willst!« Achim ließ sich belustigt in die Küche ziehen. Er nahm Katrins Gesicht zwischen beide Hände, gab ihr einen Kuss auf den Mund und sagte: »Guten Morgen!« »Du kannst mit den Augen grinsen, weißt du das?«, fragte Katrin und tat entrüstet. »Du kannst mich ruhig mal ernst nehmen.« »Tu ich ja.« Und schon lief Achim ins Wohnzimmer und schnappte sich seine Bibel aus dem Regal. ›Wo stand denn das gleich mit den Sorgen‹, überlegte er. Ach ja, die sogenannte Bergpredigt, Matthäus 6. Im Gebet bat er um das richtige Verständnis dieses Wortes. Dann las er und dachte: ›Na, das ist ja interessant! Direkt im Zusammenhang mit den Sorgen steht auch: Trachtet aber zuerst nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden (Matthäus 6,33)‹. Um Kleider und um Nahrung, das sollte wohl heißen, um alles Lebensnotwendige, brauchte er sich nicht zu sorgen, wenn bei ihm Gottes Reich und seine Gerechtigkeit an erster Stelle standen. Gott würde ihn dann versorgen – auch mit einem Arbeitsplatz? War es ihm denn überhaupt das Wichtigste im Leben, die Interessen Gottes zu vertreten? War es ihm tatsächlich am wichtigsten, dass er Vergebung seiner Schuld durch Jesus Christus hatte und dass all die anderen Menschen um ihn herum auch von diesem Heilsangebot Gottes erfuhren? War es ihm am wichtigsten, an Gemeindeveranstaltungen teilzunehmen und mit seinen Gaben dazu beizutragen? Wollte er zur Ehre Gottes leben? Achim blies die Atemluft durch die Nase. Das waren im praktischen Leben garantiert nicht immer seine Hauptanliegen – so viel war klar. Aber daran geknüpft war die Verheißung, dass für alles Weitere Gott selbst sorgen würde. Musste er sich manchmal deshalb so abstrampeln, weil ihm die Prioritäten verrutscht waren? Achim klappte seine Bibel zu und faltete die Hände, um zu beten.

Und noch bevor er das Amen sagte, hörte er, wie ihm Katrin die Brote und den Kaffee hinstellte.

»Kinder, frühstücken!« Katrin steckte den Kopf ins Jungenzimmer. »Oh, Schande, was habt ihr eifrig gespielt!« Lilly nickte wichtig. »Ich bin der Lomotivführer, weißt du?« Sie saß inmitten von Schienen, Schranken, Waggons und Männchen. »Und ich habe ein Bahnhof-Haus gebaut!« »Und ich ein Hochhaus!« Flo-

rian und Lars hielten der Mutter ihre Bauwerke hin, damit diese sie gebührend bewundern konnte. So brauchte die Mutter nicht erst im Storchenschritt durchs Zimmer waten. »Schön habt ihr das alle drei gemacht. Nur sollt ihr die Legos doch nicht immer auf dem ganzen Fußboden verteilen. Wir haben doch dafür die flache Schachtel. Darin findet ihr doch auch die einzelnen Teile, die ihr braucht.« »Jaa«, sagten die beiden Jungen wie aus einem Mund und wollten sich an der Mutter vorbei in die Küche schlängeln. »Jaa?«, fragte Katrin. – »Dann räumt die Legos bitte erst noch da hinein. Anschließend gibt's Frühstück.« »Und Lilly?«, empörte sich Lars. »Muss die nichts wegräumen?« »Lilly stellt die umgefallenen Waggons schön ordentlich neben Florians Bahnhofsgebäude, okay?«, antwortete die Mutter und half der Tochter dabei. »Kommt, Jungs, euch helfe ich auch ein bisschen. – So, und jetzt frühstücken wir.«

Katrin betete zuerst mit den Kindern, und dann bekam jeder sein Brot und schmatzte genüsslich vor sich hin. Achim steckte noch einmal den Kopf zur Tür hinein: »Tschüss dann!«, rief er. »Tschüss, Papa!«, riefen die Kinder im Chor. »Tschüss, Papa!«, rief Katrin scherzend hinterher, und die Haustür fiel ins Schloss.

»So, esst jetzt mal fertig!«, sagte sie, als die Jungs herumzualbern begannen und die Kleine ihr Toast mit Schokocreame in der Hand zerdrückte, um dann aufmerksam das Ergebnis ihres Experiments zu begutachten. »Igitt, Lilly!« Katrin nahm ihr den zerknautschten Toast aus der Hand und formte den Rest zu Brocken, die sie ihrer Tochter nacheinander in den Mund schob. »Lilly ist satt, Mama!«, weigerte sich die Kleine, das letzte Stückchen zu essen. Katrin aß es kurzerhand selbst auf. »So, Jungs, fertig?« Florian und Lars nickten kauend. »Auf, in den Kindergarten!«, rief Florian fröhlich, und ein paar Krümelchen fielen ihm aus dem Mund. »Erst mal ab ins Bad!«, sagte Katrin bestimmt.

Nachdem alle gewaschen und angezogen waren, fuhr Katrin die Zwillinge zusammen mit Lilly in den Kindergarten. »Lilly will auch Kigagarten!«, quengelte die Kleine, als sich Florian und Lars noch im Auto fröhlich verabschiedeten. »Wenn du drei bist, darfst du mit«, erklärte ihr Lars ungerührt, warf die Tür zu und lief gemeinsam mit seinem Bruder zum Eingang. Katrin winkte, und die Kleine weinte: »Lilly ist jetzt drei!«, und rüttelte an den Gurten ihres Kindersitzes. »Mäuschen, wir zwei fahren fein einkaufen, okay?«, sagte Katrin, als sie wieder einstieg. Sie strich ihrer Toch-

ter mit dem Handrücken die Tränen von der Wange und schnallte sich dann an. Doch Lilly schrie noch lauter. »... auch in Kigagarten ...« war noch zu verstehen. Katrin wurde ungeduldig. »Du hörst jetzt auf zu schreien, oder wir fahren sofort nach Hause und gehen nicht einkaufen!« Innerlich betete sie: »Herr Jesus, hilf doch bitte, dass sie hört und wir die Einkäufe erledigen können.« Denn wenn Lilly diese Androhung nicht beeindruckte, würde Katrin tatsächlich auf direktem Wege mit ihr nach Hause fahren müssen, damit sie spürte, dass Mama ihre Ankündigungen auch wahr machte. Das würde allerdings bedeuten, dass der Zeitplan für heute mächtig durcheinandergeriete ... Katrin bereute schon ihre Worte. Doch ganz plötzlich hörte Lilly auf zu schreien und zu weinen, wie es nur kleine Trotzköpfe fertig bringen können. Ein einziges Mal noch schluchzte sie herzerreißend auf, sagte danach aber mit erstaunlich festem Stimmchen: »Lilly und Mama fahren einkaufen.« Katrin atmete erleichtert auf. »Okay, prima, mein Schatz. Das machen wir. Du hast ja gehört und bist wieder lieb.« Sie ließ das Auto an, und es entwich ihr ein tiefer Seufzer. Das war ja noch einmal gut gegangen! Immer wieder diese Kämpfe mit dem Dickkopf der Kinder! Davon hatte sie manchmal wirklich genug! Trotzdem flüsterte sie noch: »Danke, Herr Jesus.«

Die Einkäufe wurden heute sogar mit Lilly recht schnell erledigt. Sie waren bald wieder zu Hause, und gemeinsam mit ihrer Tochter hatte Katrin alle Einkäufe verstaut. Das Mittagessen hatte sie nun auch schon auf dem Herd stehen, und es brauchte nur noch eine Weile auf kleiner Hitze zu garen. Lilly hatte nun tatsächlich begonnen, alleine vor sich hin zu spielen, und Katrin blieb noch ein halbes Stündchen Zeit, bis die Jungs wieder abzuholen waren. Sie stellte sich vor, wie schön es wäre, wenn sie jetzt in Ruhe in der Bibel lesen könnte. Am besten war es, sie nutzte sofort die Gelegenheit, anstatt lange zu überlegen, ob sich die Kleine wohl überhaupt noch ein Weilchen allein beschäftigen würde. Also nahm sich Katrin kurzerhand Bibel und Andachtsbuch aus dem Regal über dem Küchentisch, setzte sich auf die Eckbank und faltete die Hände zum Gebet. »Lieber Herr Jesus Christus, hilf mir doch, nun stille zu werden. Lass mich dein Wort verstehen und hilf mir, was ich verstanden habe, auch zu tun«, betete sie. Sie hatte nicht einmal zu Ende gesprochen, da fiel ihr ein, dass sie in der verbleibenden halben Stunde auch schon mal

mit dem Fensterputzen beginnen könnte. Dann hätte sie am Nachmittag Zeit, mit den Kindern zum Spielplatz zu gehen, und sie könnte vor dem Abendessen, wenn die Kinder noch einmal allein spielten, die restlichen Fenster putzen. Das wäre eigentlich so ganz sinnvoll geplant. »Ich kann ja heute Abend meine Stille Zeit machen«, dachte Katrin. In dem Moment zupfte Lilly sie heftig am Ärmel. »Guck mal, ganz nass!« Breitbeinig stand sie vor ihr, und die Hose klebte an ihren Beinchen. Jetzt musste Lilly auch noch komplett umgezogen werden! »Ach, Lilly! Das Pipi soll doch zum Klo! Auch das noch!«, rief Katrin lauter, als sie es eigentlich gewollt hatte. Lilly kullerten die Tränen über die Wangen. »Das Pipi ist so schnell gekommen!« Katrin wusste ja, dass sie Lilly hätte erinnern müssen, aufs Klo zu gehen. Und trotzdem schimpfte sie weiter: »Jetzt hat Mama wieder Arbeit mit dir! Zu nichts kommt man!« Lilly stand da, unglücklich und wie ein begossener Pudel, weinte und wusste nicht, was tun. »Mami!«, schluchzte sie. Katrin fasste sie an der Hand und zerrte sie ins Bad. Dann hob sie Lilly unsanft auf den Wickeltisch und zog ihr mit spitzen Fingern die nassen Kleider aus. Lilly schluchzte weiter. Auch das Geheule jetzt noch! Katrin fasste sich an die Stirn und setzte sich auf den Rand der Badewanne. Es ging ihr alles so auf die Nerven! Katrin kullerten nun auch die Tränen. Was war bloß mit ihr los? »Mami!«, schluchzte Lilly wieder. »Ach, Lilly, Kleine, du kannst ja gar nichts dafür.« Katrin stand wieder auf und umarmte nun ihre Tochter. Ach, was war sie selbst doch widerlich! Wie konnte sie nur so zu ihrem Kind sein? Nur weil Lilly ihren Zeitplan durchkreuzte?! »Mäuschen, das war nicht richtig von Mami, dass sie böse war. Tut mir leid, mein Schatz. Das kann passieren, dass das Pipi in die Hose geht. Wir üben einfach weiter, in Ordnung?« In Mamas Arm beruhigte sich Lilly gleich, und Katrin fand sich noch entsetzlicher.

Als Lilly gewaschen und angezogen war, fragte Katrin sie: »Gehst du noch einmal mit deiner Püppi spielen? Dann koche ich das Essen fertig.« Lilly war nun ganz brav und hörte. Katrin ging kraftlos in die Küche und bereitete das Essen vor. Es lohnte sich ohnehin nicht mehr, noch mit dem Fensterputzen zu beginnen. Heute würde sie mal wieder gar nichts schaffen!

Was für ein Lärm! In der Produktionshalle ratterten die Maschinen, jaulten die Fräsen und brummt die Gabelstapler. Achim bedeutete dem Schichtleiter, ihn ins Büro zu begleiten, um

mit ihm die Auftragslage durchzusprechen. »Bis Mittwoch muss die Lieferung rausgehen, sonst wollen sie uns endgültig den Vertrag kündigen. Also pass ein bisschen besser auf eure Arbeitsmoral auf und lass durchblicken, dass in den nächsten zwei Monaten noch mal Leute entlassen werden müssen.« Achim hasste es, auf diese Art und Weise Druck zu machen, doch so war es ausdrückliche Vorgabe vom Chef. »Diese Tour ist mies, weißt du das, Achim?«, entgegnete Jürgen. »Du weißt, dass ich sogar schon unseren Rauchern aufs Klo hinterherrenne, um sie zu kontrollieren. Weißt du eigentlich, wie beschissen das ist? Hier stehen alle schon genug unter Druck. Jedem ist klar, dass es nicht rosig aussieht. Jeder hat Angst um seinen Arbeitsplatz.« Achim hob die Schultern: »So ist es nun mal.« Was sollte er dazu sagen? Er konnte doch auch nichts dafür! »Du hast gut reden, du sitzt mit deinem Hintern ziemlich sicher ...« »Ich sitze nicht sicherer als du!«, unterbrach Achim. Er überlegte, ob und wie er Jürgen davon erzählen konnte, dass bei ihm auch immer wieder mal die Sorge um den Arbeitsplatz durchbrach, aber dass ihm sein Glaube an Jesus Christus half. »Ich bin auch nicht unkündbar«, begann Achim. »Wenn es nötig ist, werden sie meine Stelle auch streichen und lassen meinen Job von Niedermeier mit erledigen. Und der arme Kerl hätte dann 'ne Sechzig-Stunden-Woche.« »Okay, mag sein«, räumte Jürgen ein. Achim zögerte, dann sagte er: »Ich mache mir selbst auch manchmal Gedanken. Wir haben drei Kinder, wir haben die Wohnung abzubezahlen ...« »Ja, siehste! Und so ähnlich geht's doch allen hier!« Jürgen verschränkte ärgerlich die Arme. »Ich weiß ja«, versuchte Achim zu beschwichtigen. »Man hat es nicht in der Hand, was aus einem wird. Aber ich wollte noch was anderes sagen. Du weißt ja, ich glaube an Jesus Christus.« Achim versuchte zu ignorieren, dass sich Jürgens Mundwinkel spöttisch verzogen. »In der Bibel steht, dass sich Gott um die kümmert, die auf Jesus vertrauen, die ihre Schuld vergeben lassen und die Gott gehorchen wollen. Darauf stütze ich mich. Es kann passieren, dass sie mich auch entlassen, aber in der Bibel steht, dass Gott für mich sorgen wird.« »Wenn es dir hilft, dann glaub daran«, meinte Jürgen. »Manche glauben ja auch noch an Osterhase und Weihnachtsmann.« Achim zuckte die Achseln. Es war fast zu erwarten gewesen, dass sich Jürgen nur über ihn lustig machen würde. »Also – du weißt aber Bescheid bezüglich deiner Leute!«, beendete er das Gespräch.

»Und was machen wir heute?«, fragten die Jungs, nachdem das Mittagessen beendet war. »Ihr meint wohl, wir müssten immer etwas Besonderes machen«, entgegnete Katrin und begann das Geschirr in die Spülmaschine einzuräumen. »Erst einmal muss ich hier zu Hause arbeiten, und so lange spielt ihr drei. Wenn ich dann fertig bin, gehen wir zusammen zum Spielplatz, okay?« »Immer musst du erst was arbeiten«, maulte Lars. »Genau«, pflichtete ihm Florian im gleichen Ton bei. »Ich will jetzt Spielplatz gehen«, rief Lilly. »Nein!«, sagte die Mutter laut und bestimmt. »Das geht nicht sofort. Was meint ihr denn, wer uns die Wäsche macht und alles sauber putzt? Vielleicht Frau Schlegelmeyer von nebenan?« »Jaa!«, riefen die Jungen und wussten doch genau, dass die Mutter das nicht ernst gemeint hatte. »Sehr witzig«, meinte Katrin. »So, und jetzt geht ihr spielen, und ich räume die Küche auf.« Lars trat ins Zimmer, setzte sich auf den Fußboden und schien darauf zu warten, dass noch irgendetwas Interessantes passieren würde. Florian nahm seine Kindergartentasche und packte ein Bild aus. »Ich will das fertig malen.« »Das kannst du ja machen«, meinte die Mutter. »Der Tisch ist noch schmutzig.« »Dann nimm einen Lappen und wisch ihn ab.« Katrin legte ihrem Großen den Spüllappen hin. »Du sollst das aber machen«, maulte er. »Das kannst du schon selbst. Mama muss ja wohl nicht alles machen.« Florian grummelte unverständliche Worte vor sich hin, doch die Mutter ignorierte ihn und wandte sich der Kleinen zu, die in ihrem Stühlchen zusammengesunken war. »Ach, Lilly, du bist ja ganz müde. Komm, wir probieren, ob du nicht doch einen Mittagschlaf machst.« Katrin zog sie aus dem Kinderstühlchen heraus und trug sie hinüber zum Bett in ihrem Zimmer. Sie nahm eine frische Windel vom Wickeltisch und zog sie ihr behutsam im Bettchen an, damit sie nur nicht wieder munterer würde. Lilly räkelte sich. »Na, das wäre ja toll!«, freute sich Katrin vorsichtig und stellte sich vor, wie viele Fenster sie nun putzen könnte. Die Jungs würden sich schon allein beschäftigen. Sie zog ihrem Mädchen die Decke bis zum Kinn und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Schlaf schön, meine Süße«, flüsterte sie und schlich sich aus dem Zimmer. Lilly blinzelte, blieb aber liegen. Katrin atmete tief durch, als sie vor der Zimmertür stand. »So, am besten gar nicht mehr bei den Jungs gucken, sonst maulen die wieder herum«, dachte sie. Sie ging zum Putzschrank und rüstete sich mit allem Nötigen aus, holte Wasser aus dem Bad und stellte sich die Arbeitsutensilien ins

Wohnzimmer. Hier waren die Fenster schon längst überfällig. »Mama, wo bist du?«, rief Lars aus dem Jungenzimmer. »Oh, nein«, dachte Katrin. »wenn Lilly ihn nun hört!« Gerade hatte sie das Fensterleder ausgewrungen. Sie trocknete schnell die nassen Hände ab, um bei Lars zu sein, bevor er wieder nach ihr rief. »Mama! Wo bist du!« Sein Rufen war nun vorwurfsvoll. »Psst! Hier!«, zischte Katrin. »Lilly schläft. Außerdem sollst du nicht immer durch die ganze Wohnung schreien. Du kannst doch wohl auch einfach mal gucken kommen, wo ich bin. Weit kann ich ja nicht sein. Ich laufe euch nicht weg!« »Allerdings konnte einem manchmal schon danach sein«, dachte sie ärgerlich, denn sowohl Florian als auch Lilly kamen angeschlurft. »Was ist denn?«, fragte Florian, und Lilly rieb sich die Augen und weinte. Katrin seufzte und nahm die Kleine auf den Arm. »Ich lege sie wieder hin«, wandte sie sich an ihre Jungen. »Und ihr seid jetzt still. Keiner ruft laut! Lars! Verstanden?« »Jaa«, maulte Lars, und Florian setzte sich zu ihm auf den Fußboden. Katrin schaukelte Lilly noch ein wenig auf dem Arm, bis sie sich wieder beruhigt hatte. »So«, sagte sie dann und legte sie in ihr Bett. »Jetzt machst du wieder schön die Äuglein zu und machst heiapopeia.« Lilly begann wieder zu weinen. »Nein!« Sie schluchzte. »Lilly will auch spielen.« »Nein«, sagte Katrin, »du bist müde.« Sie bemerkte, wie sie wieder die Geduld verlieren wollte. Lilly weinte noch lauter. »Jetzt schlaf noch mal, Lilly«, bemühte sich Katrin ruhig zu sagen. Sie strich ihr übers Haar und ging schnell aus dem Zimmer. In ihr stieg allmählich die Wut hoch. Nie konnte sie in Ruhe einmal eine Arbeit erledigen! Und trotzdem sollte man immer alles sauber und ordentlich haben! Wie sollte man das denn schaffen?! Und für die Kinder sollte man immer da sein und sich um sie kümmern! Na toll! Wie denn? Wie sollte immer alles gleichzeitig zu schaffen sein?! Sie konnte sich ja nicht zerteilen!

»Mama?« Lars lief hinter ihr her ins Wohnzimmer. »Wo ist denn das Puzzle mit dem Eisbären?« »Das müsstet ihr doch wissen. Normalerweise muss es ja wohl in eurem Zimmer sein!« Katrin sprach heftig. »Da ist es aber nicht!« Auch Lars wurde lauter, und Lilly schrie nun in ihrem Zimmer. »Dann weiß ich es auch nicht. Und ich suche es jetzt auch nicht«, entgegnete Katrin und schob Lars kurzerhand aus dem Wohnzimmer. Der begann gekränkt zu weinen: »Man darf nicht schubsen!« Katrin machte einfach die Tür vor seiner Nase zu. Sie wollte Ruhe haben. Sie wollte

doch nur in Ruhe Fenster putzen! Lars heulte noch lauter. Auch Lillys Stimme war nun deutlicher zu hören: »Mama!« »Mama hat die Tür zugemacht!«, heulte Lars. Und Florian war nun auch zur Stelle. »Was ist denn? – Mama!« Florian machte die Tür einfach wieder auf, und Lilly, Lars und Florian drängten herein. Katrin ließ sich auf einen Sessel sinken und legte die Hände vors Gesicht. Auch ihr liefen nun die Tränen über die Wangen. Sie war so erschöpft. Aber sie fand nie Ruhe! »Herr Jesus, ich kann nicht mehr«, schrie sie innerlich. Sie tat sich selbst entsetzlich leid. »Mami!«, heulte Lilly und versuchte ihr die Hände vom Gesicht wegzuziehen. Lars hockte vor ihr auf dem Boden und umklammerte ihr linkes Bein, noch immer weinend, und Florian zupfte beständig an ihrem Ärmel und fragte fortwährend: »Was ist denn, Mama? Was ist denn?« Katrin schüttelte sich, damit die Kinder sie in Ruhe ließen. Da wurde das Geschrei noch lauter. Als Katrin aufschaute, blickten ihre drei sie verstört und tränenverschmiert an. »Nein, so ging es doch auch nicht!«, durchfuhr es Katrin. Und innerlich betete sie: »Herr Jesus Christus, bitte hilf!« Zu mehr reichte es nicht. Sie war verzweifelt. Verzweifelt darüber, dass sie so k.o. war. Verzweifelt darüber, dass sie ihr Arbeitspensum nicht schaffte. Verzweifelt darüber, dass sie so genervt und lieblos zu den Kindern war. Verzweifelt darüber, dass sie nun alle heulten. Katrin nahm ihre Hände vom Gesicht und schaute ihre Kinder an. Wie verloren standen sie da! Sie brauchten ihre Mama doch! Wie konnte sie die Kinder nur so abweisen! »Kommt mal her!«, sagte sie leise und beklommen. Sofort kamen die Kinder wieder zu ihr. Einer nach dem anderen suchte sich einen Platz auf ihrem Schoß und kuschelte sich an sie. Dann verstummte das Weinen und Schluchzen. »Wie blöd ich doch bin! Warum bete ich nicht sofort, wenn ich nicht klarkomme«, dachte Katrin, während Lillys Löckchen sie am Kinn kitzelten und sie ihre Jungs warm in ihren Armen spürte. Eine Weile verharrten alle vier so. Dann schlug die Mutter vor: »Passt mal auf: Ich helfe euch Jungs das Eisbär-Puzzle suchen. Dann putze ich die Fenster im Wohnzimmer, und Lilly darf hier bei mir spielen. Ihr zwei Jungs puzzelt ganz in Ruhe in eurem Zimmer. Wenn dann jeder fertig ist, jeder, auch die Mama, dann gehen wir zum Spielplatz, okay?« Alle waren einverstanden.

»Papa kommt!«, rief Florian. Leise war das Drehen des Schlüssels im Schloss zu hören. Katrin stellte noch den Brotkorb auf den Tisch, dann war alles gerichtet fürs Abendessen. Sie setzte sich

und stützte ihren Kopf auf die Hände, während die Kinder zur Tür sausten.

»Hallo, Papa!!!« Florian schmiss sich Achim in den Bauch. »Papi!!!« Lilly umklammerte sein Bein. »Papa!!!« Und Lars hingte sich an den verbleibenden Platz um Achims Hüfte. »Oah – mein Bauch! ... mein Bein! ... Hilfe!« Der Vater ließ sich mitsamt Anhängseln auf den Boden plumpsen, und alle Kinder wurden ordentlich durchgekitzelt.

»Essen ist fertig!«, rief Katrin aus der Küche. »Jawohl!«, antwortete Achim. »Hände waschen, Jungs und Mädels!« – »... und Papi!«, freute sich Lilly.

Als kurze Zeit später alle am Abendbrottisch saßen, sprach Achim ein Tischgebet. Dann plauderten die Kinder wieder los, und Achim erfuhr die wichtigsten Erlebnisse des Tages: Lars hatte im Kindergarten ganz allein einen Dinosaurier gemalt, und Florian hatte nachmittags auf dem Spielplatz eine tote Maus gefunden, die ganz prima die Rutsche entlangschliddern konnte. Und Lilly hatte vorhin ganz allein ihr Pipi aufs Klo gebracht und das Höschen war dabei nur ein ganz kleines bisschen nass geworden. »Und ich ...«, sagte Katrin mit gespielter Wichtigkeit, »ich habe ungefähr viermal Lilly komplett umgezogen, eingekauft, Mittag gekocht, ein Dinosaurierbild aufgehängt, zwei Fenster geputzt, drei verrückte Kinder auf dem Spielplatz beaufsichtigt und eine tote Maus entsorgt.« »Und deshalb bist du jetzt so k.o., oder wie?«, neckte Achim. »Hahaha«, machte Katrin. »So, Kinder, ab ins Bad! Waschen und Zähne putzen, und dann liest Papa euch noch eine Geschichte vor. Auf, Lilly, ich komme auch gleich!«

Es war wohlthuend, dass die Kinder gleich gehorchten. Sie wollten wohl sehr gern noch eine Geschichte vorgelesen bekommen – noch dazu von Papa!

Als die Kinder im Bett lagen, sah Achim seine Post durch und erledigte einige Schreibarbeiten. Katrin hatte das Bügelbrett aufgestellt und begab sich in den nie endenden Kampf gegen den Wäscheberg, während der CD-Spieler Unterhaltung und Ablenkung versprach. »Wie war's denn heute bei dir?«, fragte Katrin. »Ach, na ja, so das Übliche«, kam die kurze Antwort. »Und wie ist zurzeit die Auftragslage? Ist es wieder besser geworden? Kannst du eigentlich, wenn es ernst wird, auch gekündigt werden?«, bemühte sich Katrin, ein Gespräch in Gang zu bringen. Achim blickte von sei-

nen Unterlagen auf. »Zur ersten und zweiten Frage: Es ist nicht besser geworden. Zur dritten Frage: Ich kann auch gekündigt werden.« Katrin schaltete den CD-Spieler aus und stellte das Bügeleisen beiseite. Dann setzte sie sich zu ihrem Mann aufs Sofa. »Ich war heute so unzufrieden, weil ich wieder das Gefühl hatte, nichts auf die Reihe zu kriegen. Zu den Kindern war ich wieder unmöglich, und dann geht mir im Moment dieser ewig gleiche Trott auch so auf die Nerven. Und immer diese Kämpfe mit den Kindern! Manchmal würde ich sie am liebsten einfach machen lassen, was sie wollen, und wenn sie sich die Köpfe einschlagen – nur damit ich mal Ruhe habe! Ach, es kostet immer alles so viel Kraft und ist oft so schwierig«, seufzte Katrin. Achim entgegnete nichts. Er versuchte den Zusammenhang zwischen diesen Ausführungen und dem vorher Gesprochenen herzustellen. »Ich weiß, wir hatten gerade über etwas anderes gesprochen«, sagte Katrin deshalb schnell. Nach zehn Ehejahren wusste sie, dass Achims Schweigen in dieser Situation nicht etwa Interesselosigkeit, sondern Unverständnis bedeutete. »Aber es gibt einen Zusammenhang. Wo du sagst, dass auch dein Arbeitsplatz unsicher ist, merke ich, wie undankbar ich bin und wie selbstverständlich ich alles Gegebene nehme. Es ist ja Gott, der dir den Arbeitsplatz geschenkt hat. Es ist somit Gott, der es mir möglich macht, bei den Kindern daheim zu bleiben. Also ist hier zu Hause mein Platz. Wir sind eigentlich mit allem so gut versorgt! – Mein Verstand sagt mir das ganz deutlich – jetzt noch mal mehr.« Sie zögerte, bevor sie erneut sagte: »Und trotzdem nervt mich manchmal alles so an ...« »Das ist eben so, dass man nicht immer alles nur toll findet«, erwiderte Achim. Woraus Katrin sich manchmal ein Problem machte! »Meinst du, mir macht meine Arbeit immer Spaß?«, fuhr er fort. »Ich habe da auch öfters mal die Nase voll. Du hast den riesengroßen Vorteil, dass dein Leben sich hauptsächlich daheim und in der Gemeinde abspielt. Du weißt schon gar nicht mehr, wie gnadenlos es in der Welt zugeht! Du bist tatsächlich undankbar.« »Ich weiß«, antwortete Katrin gedehnt, ärgerte sich aber darüber, dass ihr Mann nun anscheinend noch so tat, als hätte er es viel schwerer ... »Außerdem geht es doch darum, den Platz einzunehmen, den Gott einem zugedacht hat«, sprach Achim weiter. »Er hat es nun einmal so gewollt, dass ich das Geld ranschaufe und dass du dich um Haus und Kinder kümmerst. Ich würde oft genug gerne tauschen.« »Ja, dann würde es hier aber aussehen wie bei Hempels unterm Sofa!« Katrin fühlte

sich gekränkt. Ihr Mann dachte wohl, dass er ihre Arbeit mit links machen würde! Dabei könnte man dann doch keinen Schritt mehr vor den anderen tun, so würde es dann zu Hause aussehen! Und wie sehr die Kinder einen beanspruchen, würde er auch erst dann feststellen. Und überhaupt fand sie, gerade weil man es so viel mit Christen und eben mit den eigenen Kindern zu tun hatte, die man doch lieben sollte, war es doch irgendwie doppelt schlimm, wenn man genervt oder ungehalten war, und man stand dadurch fast mehr unter Druck, als wenn man mit lauter fremden Leuten zusammen wäre. Aber bevor sie Luft holen konnte, um ihrem Mann das entgegenzuschleudern, sagte Achim: »Das ›Was wäre, wenn ...‹ steht nicht zur Debatte. Es hat einfach jeder seine Rolle und seine Aufgaben anzunehmen und zu erledigen, und damit ist es gut.« Achim sprach gereizt. Er bemerkte jetzt erst richtig, wie sehr ihn dieser Arbeitstag wieder ausgelaugt hatte. »Ursprünglich wollte ich auch nur mitteilen, dass ich derzeit eine undankbare Einstellung habe«, erklärte Katrin nun spitz. »Das ist mir noch mal mehr bewusst geworden, als du gesagt hast, dass dein Arbeitsplatz gefährdet ist. Das heißt, ganz ursprünglich wollte ich mich einfach nur mit dir unterhalten. Aber das ist eben oftmals nicht so einfach.«

Achim lehnte den Kopf zurück an die Sofalehne und atmete tief durch. Er war müde und hatte eigentlich gar keine Lust mehr auf irgendwelche Kommunikation. Ihm fiel nun aber wieder das unerfreuliche Gespräch mit seinem Kollegen Jürgen ein. Achim gab sich einen Ruck und begann davon zu erzählen. Auch sein Bibellesen am Morgen vor der Arbeit erwähnte er und bemerkte nun erst richtig, wie ihm das Gelesene geholfen hatte, Jürgen von seinem Vertrauen auf Gottes Versorgen zu erzählen. Katrin entspannte sich. Es half ihr zu erfahren, was ihren Mann beschäftigte.

Als sie später schlafen gingen, kuschelte sie sich an Achim und flüsterte gespielt genervt: »Das war mal wieder ein Tag wie jeder andere.« »Hm?«, fragte Achim in einem Tonfall, der sein missbilligendes Stirnrunzeln beinahe im Dunkeln sichtbar werden ließ. »War nur Spaß«, sagte Katrin laut. »Und ich dachte schon, du fängst jetzt wieder damit an«, murmelte Achim. »Es war ein Tag wie jeder andere. Und das ist in Ordnung«, betonte Katrin. »Nur in Ordnung?«, kam es noch undeutlich aus Achims Richtung. »Ja«, dachte Katrin, »was sollte es denn sonst noch sein?« Doch sie konnte sich die Antwort sparen, da die regelmäßigen Atemzüge ihres Mannes verrieten, dass er bereits eingeschlafen war.

2. Kapitel

Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Das kleine Vorgärtchen des Mehrfamilienhauses war förmlich zu neuem Leben erwacht. Die Krokusse und Schneeglöckchen bildeten einen bunten und fröhlichen Untergrund, aus dem die Sprosse der Narzissen und Tulpen hervorlugten. Das Mandelbäumchen rechts neben dem Hauseingang blühte ebenfalls prächtig, und Katrin sog diese Bilder nebst der wunderbaren Frühlingsluft in sich auf. Die Jungs hatte ausnahmsweise Maria, eine junge Frau aus ihrer Gemeinde, auf ihrem Weg zur Arbeit im Kindergarten abgeliefert, und Lilly war von Achim, ebenfalls auf seinem Weg zur Firma, schon zum Frühstück zu den Großeltern gebracht worden. So einmal von ihren Mutterpflichten befreit, wollte Katrin nun die immer wieder aufgeschobenen und unliebsamen, aber dennoch nötigen Arztbesuche wahrnehmen. Mit dem Zweitunangenehmsten wollte sie heute beginnen, nämlich mit der Krebsvorsorge beim Gynäkologen. Den Zahnarztbesuch hob sie sich noch einmal auf. Sie trug ihr Fahrrad die Kellerstufen hinauf, und als sie dann losradelte, seufzte sie. Das Radfahren tat so gut, aber wann sonst kam sie schon einmal dazu? Allein mit den drei kleinen Kindern wagte sie keine Fahrradtouren. Und es war mehr als selten gewesen, dass Achim sich mal Zeit genommen hatte, mit der ganzen Familie loszuradeln. Wieder stieg die Unzufriedenheit in ihr hoch, und die Bewegung an der frischen Luft verfehlte ihre Wirkung.

Die Fahrt durch den Stadtpark nahm ein Ende, und Katrin ordnete sich in den fließenden Verkehr der Hauptstraße ein. Dann bog sie in die Mühlenstraße ein, und gleich um die Ecke kam schon die Praxis. Sie stieg vom Rad, schloss es am Fahrradständer an und ging dann zügigen Schrittes zum Eingang des weiß getünchten Hauses, wie um alles schnell hinter sich zu bringen. Freundlich wurde sie an der Anmeldung begrüßt, und nach den Formalitäten konnte sie noch einmal im Wartezimmer Platz nehmen. Doch allzu weit konnten ihre Gedanken nicht schweifen, denn bald wurde sie aufgerufen. Doktor Plessmann nahm sie an der Tür zum Sprechzimmer mit einem kurzen »Hallo, Frau Janson, wie geht's?« in Empfang. Katrin erwiderte den Gruß mit einem ebenso floskelhaften »Hallo! Gut!« und setzte sich auf den ihr zugewiesenen Platz direkt vor den Schreibtisch. Nach kurzem

Vorgespräch ging es dann an die Vorsorge-Untersuchung. Es war wie immer: ab ins Nebenzimmer, »frei gemacht«, hochgeklettert auf den fürchterlichen Stuhl, dann der Abstrich, das unangenehme innere Abtasten. Wieder herunter vom Stuhl und Brust »frei gemacht«, wieder Abtasten und normalerweise fertig. Aber heute dauerte es länger. Dann endlich: »Sie können sich wieder anziehen, Frau Janson. Kommen Sie dann bitte wieder rüber ins Sprechzimmer.«

Katrin zog sich in der Kabine an und ging dann wieder nach nebenan und nahm auf dem bequemen Lehnstuhl neben Doktor Plessmanns Schreibtisch Platz. Er lächelte ihr kurz zu. »Sollte etwas mit dem Abstrich nicht in Ordnung sein, bekommen Sie Bescheid«, sagte er wie immer. Katrin nickte und wollte sich erheben. »Ich möchte sicherheitshalber, dass bei Ihnen noch eine Mammographie gemacht wird.« Verdutzt schaute Katrin den Arzt an. »Ja, wenn Sie meinen.« »Setzen Sie sich doch bitte noch mal ins Wartezimmer. Sie werden dann aufgerufen zum Röntgen, und danach unterhalten wir uns noch einmal.«

Katrin folgte kommentarlos der Anweisung. Sie lauschte der sanften Musik im Wartezimmer. War etwas nicht in Ordnung mit ihrer Brust? Eine Mammographie wurde doch nur bei Verdacht auf ... die wurde doch nur gemacht, wenn irgendetwas nicht in Ordnung ist ... Wenn da jetzt irgendetwas war ... Sie fröstelte. Warum hatte sie nicht gefragt, weshalb eine Mammographie gemacht werden sollte? Vielleicht machte man die Mammographie mittlerweile doch schon routinemäßig – vielleicht für Frauen ab dreißig?

»Frau Janson?«, rief die Arzthelferin sie schon auf. Katrin gab sich einen Ruck und lief energischen Schrittes zur Mammographie.

Es war unangenehm, wie ihr die Brust zwischen den Plexiglasscheiben zusammengequetscht wurde. »So bleiben Sie bitte stehen, nicht bewegen ...« Aufnahme. Dann wurde Katrin wieder befreit. »Sie können sich anziehen. Nehmen Sie dann bitte noch einmal vorne Platz, ja?« Katrin nickte.

Als sie sich wieder im Wartezimmer befand, bemerkte sie, wie kalt ihre Hände waren. Dabei war jetzt endlich Frühling! Eine andere Patientin wurde aufgerufen. Katrin nahm sich eine Zeitschrift und blätterte wahllos darin herum. Die Patientin von vorhin kam wieder heraus aus dem Sprechzimmer. Sie nahm ihre Jacke von

der Garderobe und hängte sie sich um. Draußen war so schönes Wetter!

»Frau Janson!«, wurde Katrin wieder aufgerufen. Unbewusst atmete sie tief durch und stand dann auf. Als sie ins Sprechzimmer trat, schaute sie Doktor Plessmann fragend an. »Bitte, kommen Sie nach nebenan. Ich möchte sicherheitshalber noch eine Sonographie machen.« Er zeigte auffordernd auf die geöffnete Durchgangstür. In dieses Zimmer war Katrin sonst immer sehr freudig hineingegangen, denn hier hatte es immer »Baby-Fernsehen«, gegeben, als sie mit ihren drei Kindern schwanger gewesen war. Heute wollte Doktor Plessmann das Ultraschall-Gerät also anders nutzen. »Legen Sie sich bitte hierher, Frau Janson.« Doktor Plessmann deutete auf die Liege, die sie ja kannte. »Machen Sie bitte noch einmal den Oberkörper frei und strecken Sie die Arme über den Kopf. Ich schaue mir noch die Achselhöhlen an.« Katrin kam mechanisch den Aufforderungen nach. Dann spürte sie das kalte Gel, und sogleich bewegte Doktor Plessmann langsam den Stick. Es war befremdend, dass Katrin nun statt kleinen Ärmchen oder Beinchen die Innenansicht ihrer Achselhöhlen zu sehen bekam. Doch ansonsten war es wie bei den Ultraschall-Untersuchungen während der Schwangerschaften: Für sie war wenig bis nichts zu erkennen, während der Arzt nickte, »hmhm« und »alles in Ordnung« sagte. »Alles in Ordnung?«, fragte Katrin. »Die Lymphknoten sind in Ordnung. Das ist schon mal gut. Ziehen Sie sich wieder an, und dann kommen Sie bitte wieder rüber zu mir ins Sprechzimmer. Ich erkläre Ihnen dann alles.« »Alles?«, dachte Katrin ängstlich, und ihr Puls wurde schneller. Sie richtete zügig ihre Kleider und folgte dann gleich Doktor Plessmann durch die Durchgangstür ins Sprechzimmer und nahm auf dem angebotenen Stuhl Platz. Doktor Plessmann deutete auf das Röntgenbild an der beleuchteten Wandtafel. »Schauen Sie, Frau Janson ...«, begann er. Das waren also die Aufnahmen ihrer Brust, so viel bekam Katrin mit. Und dann drangen nur Wortfetzen an ihre Ohren: »... Veränderungen des Gewebes ... Biopsie machen ... weitersehen ...« Stille. »Haben Sie dazu Fragen, Frau Janson?« Ob sie Fragen hatte? Katrin schüttelte den Kopf. Sie hatte so wenig verstanden, dass sie nicht einmal wusste, wo sie mit einer Frage hätte ansetzen können. »Wie war das mit der Biopsie?«, hörte sie aber dennoch ihre eigene Stimme. »Ich werde Gewebe direkt aus dem Knoten entnehmen. Seit ein paar Jahren schon können wir das

hier in der Praxis machen, und Sie müssen deshalb nicht gleich ins Krankenhaus. Diese Biopsie ist nicht unangenehmer als eine Blutabnahme aus der Vene, keine Angst«, antwortete der Arzt. »Die Probe kommt dann ins Labor, und am nächsten Tag schon kriegen wir das Ergebnis gefaxt. In drei Viertel aller Fälle sind Geschwülste in der Brust gutartig. Sie müssen auch nicht unbedingt entfernt werden, nur wenn sie die Patientinnen beeinträchtigen. Machen Sie sich mal keine Sorgen. Am Freitag kommen Sie zur Biopsie, und dann wissen wir schon bald mehr. Gut, Frau Janson?« Katrin stand auf, nickte und gab dem Arzt die Hand. »Auf Wiedersehen.«

»Gut, Frau Janson«, hatte der Doktor gesagt. Was für eine Floskel! Was war gut? Das schöne Frühlingswetter, das Katrin auf dem Weg in die Stadt doch immerhin etwas erfreut hatte? Jetzt machte es sie plötzlich traurig. Alles grünte und blühte – und sie hatte einen Knoten in der Brust. Sie hatte vielleicht Krebs! Konnte das sein? Wie in einer Filmszene sah sie die Patientin, die sie selbst war, vor dem Schreibtisch des Arztes sitzen. Ach, das konnte doch nicht sein! Ihre Selbstbeherrschung ging ihr von einem Moment zum anderen abhanden, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Wie um sie zu bekämpfen, trat sie kräftiger in die Pedale. Eigentlich hatte sie noch durch die Stadt bummeln wollen, zumal sie ohne Kinder unterwegs sein konnte, was sonst äußerst selten möglich war. Da kam schon die Kapuzinerstraße. Sie war ja gleich zu Hause!

»Ach, Frau Janson!«, ertönte da die laute Stimme von Adele Schlegelmeyer, die sich aus ihrem Fenster im Erdgeschoss lehnte. »Ein wunderschöner Frühlingstag heute, nicht wahr?« Katrin blickte auf, nachdem sie vom Rad gestiegen war. »Ja, das stimmt«, zwang sich Katrin zu einer höflichen Antwort. »In Ihrem Gärtchen blüht es auch schon so schön.« Sie schob ihr Rad zur Hausecke. »So, ich will mal mein Rad hinten in den Hof stellen.« Sie nickte ihrer Wohnungsnachbarin zu und stellte dann das Fahrrad hinter dem Haus ab. Ob sie den Kellerschlüssel dabei hatte? Dann konnte sie vielleicht einer nochmaligen Begegnung mit Frau Schlegelmeyer aus dem Weg gehen. Da war der Schlüssel. Schnell schloss sie auf und lief eilig die Kellertreppe hinauf zu ihrer Wohnung, die sich gegenüber der von Adele Schlegelmeyer befand. Geschwind schloss sie die Wohnungstür auf, huschte hinein und

beeilte sich ebenso, die Tür wieder zu schließen. Wie gut, denn das Erwartete traf ein! Katrin hörte ihre Nachbarin die Wohnungstür öffnen und zur Kellertreppe schlurfen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Frau Schlegelmeyer war mal wieder, wie so oft, in Plauderlaune und hatte gehofft, in Katrin ein williges Opfer zu finden. Meistens war Katrin auch so gutmütig, denn schließlich war die Nachbarin seit zwei Jahren verwitwet, und ihr Sohn ließ sich auch nicht allzu oft bei ihr blicken. Katrin betete seit einiger Zeit für Frau Schlegelmeyer, insbesondere dafür, dass sie auch im Glauben an Jesus Christus Frieden fände. Jetzt aber hoffte Katrin, einfach in Ruhe gelassen zu werden. Sie wusch sich im Bad die Hände und ließ sich kaltes Wasser über die Unterarme laufen. Dann setzte sie sich in die Küche und trank ein Glas Wasser. Ihr wurde wieder besser. Sie musste beten! Sie musste mit Jesus über alles reden! »Herr Jesus Christus, es tut mir so leid, dass ich erst jetzt mit dir spreche«, begann sie. »Was ist denn das bloß mit diesem Knoten?« Doch sie konnte nicht weiterbeten; ihre Gedanken waren zu blockiert. So schlug sie ihr Andachtsbuch auf und versuchte sich auf die Worte zu konzentrieren. Auch das gelang ihr nicht. »Ein Knoten – das muss ja nicht unbedingt heißen, dass ich Krebs habe«, wanderten ihre Gedanken. »Aber der Knoten musste raus – oder was hatte der Doktor gesagt? Wie schrecklich! Ja, wie sah denn die Brust nach so was aus? Ja, und wenn dieser Knoten doch bösartig war? Ach, das kann doch jetzt alles nicht wahr sein!« Katrin brach endlich in Tränen aus. »Herr Jesus, das will ich nicht!«, betete sie unter Tränen. »Ich will keinen Krebs haben, ich will nicht operiert werden. Wer soll sich denn dann um die Kinder kümmern? Herr Jesus, Nein! Nein!« Sie weinte, bis keine Tränen mehr kamen. Dann stand Katrin auf, holte sich ein Taschentuch aus der Küchenschublade und schnäuzte sich. Unbeachtet ließ sie das aufgeschlagene Andachtsbuch liegen und ging noch einmal ins Badezimmer. Dort schob sie sich den Pulli und den Büstenhalter hoch und betrachtete ihre Brust. Sah sie nicht aus wie immer? Vorsichtig und genau tastete sie nun jede ihrer Brüste ab. Auf der linken Seite – das konnte wirklich ein Knoten sein! Katrin erschrak. Schnell zog sie sich wieder richtig an und ließ sich auf den Klodeckel sinken. Dann stand sie erneut auf, um noch einmal beide Brüste abzutasten. Rechts und links war es unterschiedlich. Links fühlte sie eine kleine Verhärtung. Unbewusst legte Katrin erschrocken die Hand vor den Mund. Warum hatte sie das nicht

selbst schon eher bemerkt? Mechanisch richtete sie erneut ihre Kleidung. Sie ging in die Küche und begann ebenso mechanisch, das Mittagessen vorzubereiten.

Irgendwann hörte sie, wie es an der Tür klingelte. Katrin schaute aus dem Fenster, konnte aber niemand sehen. Vielleicht Frau Schlegelmeyer? Also öffnete sie heute besser nicht. Aber wenn es nun doch etwas Wichtiges gab?

Als Katrin die Tür öffnete, stand da tatsächlich Adele Schlegelmeyer, in der Hand ein Sträußchen Schneeglöckchen. »Hallo, Frau Janson. Ein bisschen Frühling für die Wohnung. Bitte!« Die Nachbarin hielt ihr die Blumen hin. »Ach, Frau Schlegelmeyer, wie komme ich denn dazu?«, zögerte Katrin, die Aufmerksamkeit anzunehmen. Doch prompt bekam sie den Strauß in die Hand gedrückt. »Das ist aber nett von Ihnen. Vielen Dank!«, blieb Katrin nur noch übrig zu sagen. Sie überlegte, ob sie nun die Geberin hereinbitten musste, aber danach war ihr ganz und gar nicht zumute. »Hauptsache, Ihnen gefallen die Blumen.« Adele Schlegelmeyer lächelte unbeholfen, dann drehte sie sich zum Gehen. »Einen schönen Tag noch, Frau Janson!« »Ihnen auch – danke!« Katrin schloss die Tür, äußerst überrascht darüber, dass ihre Nachbarin als Erste nach so kurzem Wortwechsel die Unterhaltung beendete. Es schien, als hätte sie ihr wirklich einfach nur eine Freude machen wollen. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder!«, dachte Katrin, als sie das Sträußchen ins Wasser stellte und die Vase auf dem Küchentisch platzierte, damit sie es bei der Arbeit sehen konnte. »Zeichen und Wunder«, wiederholte sie noch einmal innerlich. »Ist ja eigentlich gotteslästerlich, wenn ich so eine Floskel benutze.« Obwohl es in diesem Fall unter Umständen genauso war! Es war ein Wunder, dass Adele Schlegelmeyer die Blumen aus ihrem Gärtchen nicht als Vorwand für einen ausführlichen Plausch benutzt hatte. Und konnte das nicht ein Zeichen für Katrin sein? Ein Zeichen dafür, dass sich Jesus Christus jetzt um sie kümmern wollte in ihrer Angst und in ihrer Traurigkeit und ihr das mit diesen Schneeglöckchen von Frau Schlegelmeyer zeigte? Katrin stiegen wieder die Tränen in die Augen. Sollte sich Gott in dieser Weise um sie kümmern? Bedeutete sie Gott so viel?

Wieder setzte sie sich hin. Sie schloss erschöpft die Augen, und auf einmal kam ihr ein Lied in den Sinn. »Denn ich weiß wohl ...«, begann sie zittrig zu summen, »... was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr.« Sie weinte, während sie mit leiser und ge-

brochener Stimme weitersang: »Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung« (Jeremia 29, 11). Überwältigt kniete sich Katrin auf den blanken Küchenboden und betete: »Lieber Herr Jesus Christus, du musstest Frau Schlegelmeyer gebrauchen, die den Frieden durch dich noch gar nicht kennt, um mich an den Frieden zu erinnern, den ich in dir habe. Das ist wirklich beschämend. Herr Jesus, ich möchte keinen Krebs haben. Ich möchte nicht operiert werden, nicht ins Krankenhaus. Aber du kannst mir Frieden geben. Herr, bitte gib mir deinen Frieden! ... Und danke, dass du mir Frau Schlegelmeyer mit den Schneeglöckchen geschickt hast!« Nun huschte tatsächlich noch ein zaghaftes Lächeln über Katrins Gesicht. »Amen«, sagte sie, stand auf und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Sie sah sich in der Küche um. Ach so, das Mittagessen musste sie weiter vorbereiten!

Achim hatte Mittagspause. Mit dem Auto war er unterwegs zum Getränkehandel, denn er hatte seiner Frau versprochen, diese Woche die Kistenschlepperei zu übernehmen. Nicht ganz zufällig hatte Achim sich den Handel an der Umgehungsstraße zum Einkaufsziel gewählt, denn hier gab es auch einige interessante Autohäuser. Er wollte nur einmal langsam an den ausgestellten Autos entlangfahren, um von der Arbeit abzuschalten.

Als er das erste Autohaus angesteuert hatte, parkte er dann doch und stieg entgegen seinem Vorhaben aus. Er schlenderte die Autoreihen entlang. Das gab's doch nicht! Dieser Wagen für den Preis! Mit Klima-Anlage, Navigations-System und allem Schnickschnack! Ach, es war doch schade, dass man mit drei Kindern so einen blöden Kombi fahren musste, um einigermaßen komfortabel mit Sack und Pack unterwegs sein zu können. Natürlich gab es auch einigermaßen schnittige Kombis, nur passten die nicht zu Achims Geldbeutel. Er verdiente nicht schlecht, bestimmt nicht. Allerdings benötigten sie als Familie mit drei Kindern ja auch einiges an Kleingeld. Wenn er daran dachte, welche tollen Urlaube er und Katrin sich damals leisten konnten, als noch kein Kind da war, zumal Katrin noch mitverdiente! Damals fuhren sie eine Limousine und nicht so einen kastenförmigen Kombi.

Achim riss sich los aus seinen Gedanken. Er hatte nicht endlos Zeit, hier zu schauen, schließlich musste er noch seinen familiären Pflichten nachkommen und Getränke einkaufen. Er grinste

vor sich hin. So ein richtiger Papa war er geworden – wer hätte das gedacht! Und es war ja auch eigentlich schön. »Nur wenn man sich dazu ein vernünftiges Auto leisten könnte, wäre es noch besser!«, dachte Achim mit einem Gemisch von Humor und Wehmut. Nun gut – er wusste ja, dass es auf all das für ihn als Christen nicht ankam. Nicht einmal die Familie war genau genommen das Wichtigste! Eigentlich war immer wieder nur die eine Frage zu stellen: Ehre ich Gott mit meinem Leben? Ach, er wusste es ja ... – Also, auf in den Kampf: einkaufen und erledigen, was anstand.

Als er beim Getränkehandel geparkt und gerade seinen Wagen abgeschlossen hatte, hörte er eine wohlbekannte Stimme rufen: »Ach, ich glaub's ja wohl nicht; noch einer, der nur so tut, als ob er arbeiten muss!« René, dessen Frau vor kurzem das vierte Kind bekommen hatte, winkte mit einem Arm aus der gegenüberliegenden Autoreihe zu ihm herüber, während er unter den anderen Arm eine Großpackung Babywindeln geklemmt hatte. »Ach!« Achim nickte freundlich und lief zu ihm. »Hallo René!« Er schüttelte ihm die freie Hand. »Ihr habt wohl überlebenswichtige Dinge nicht mehr vorrätig, was?«, neckte er mit einem Blick auf Renés Einkauf. Der nickte: »Du sagst es.« »Gratulation übrigens zu eurem vierten Spross. Gottes Segen für den Kleinen!« »Danke!«, sagte René. »Den brauchen wir.« Achim klopfte ihm noch freundschaftlich auf die Schulter und sagte dann: »So, ich muss jetzt aber los, sonst kriege ich noch Probleme auf der Arbeit, wenn ich die Pause überziehe, und zu Hause gleich noch dazu, falls ich ohne Getränke ankomme!« Beide Männer grinsten einvernehmlich. »Na, das nur nicht!« René schüttelte Achim die Hand. »Grüß schön zu Hause, okay?« »Danke, du auch! Mach's gut!« Achim wandte sich zum Gehen, doch aus den Augenwinkeln bekam er noch mit, wie René den Schlüssel ins Schloss eines nagelneuen blauen Busses steckte. Das gab's ja nicht! Der gehörte ihm? Seit wann das denn? Achim schob seinen Einkaufswagen zum Laden und winkte René, der an ihm vorbeifuhr. Ob das eigentlich immer sein musste? Da fuhr er ohnehin schon immer nur Jahreswagen und kaufte sich nun noch diesen gigantischen Bus! Das war ja wohl Protzerei! Ein einfacherer Bus für seine sechsköpfige Familie hätte es doch wohl auch getan! Achim schüttelte den Kopf. Das war kein christliches Verhalten, schwang sich der Neid in ihm zu einem Urteil auf.

Schnell erledigte er seinen Einkauf, verfrachtete die Kisten in den geräumigen Kofferraum und fuhr zurück an die Arbeit.

Der Kindergarten war aus. »Tschüss, Frau Müller-Kerner!«, riefen Florian und Lars, als sie inmitten einer Traube weiterer Kinder aus dem Gruppenraum strömten. »Bis morgen!« »Tschüss, ihr zwei!«, rief die Erzieherin zurück, die zur Verabschiedung der Kinder an der Tür Stellung bezogen hatte. Die Jungen liefen zur Garderobe und fanden ihre Jacken und Straßenschuhe. Lars, der sich auf der Schuhbank niedergelassen hatte, schaute bewundernd zu Justus auf. »Du hast ja einen schwarzen Panther auf der Jacke!« Justus war sechs und kam schon dieses Jahr in die Schule. Das allein war Grund genug, zu ihm aufzuschauen. Nun hatte er aber noch dieses umwerfende Motiv auf der Jacke, diesen schwarzen Panther, der Lars' Lieblingstier war! So eine Jacke wollte Lars auch gern haben. Er zog sich die Hausschuhe aus, zwängte umständlich die Füße in die Straßenschuhe und mühte sich dann mit seiner eigenen Jacke ab, bis endlich die Ärmel an der richtigen Stelle steckten. Florian hatte sich gleich zügig umgezogen und wartete bereits an der Tür auf seinen Bruder. Frau Müller-Kerner lobte die Kinder, die schon fertig waren und ihre Hausschuhe unter die Schuhbank gestellt hatten. So waren Florian, Lars und auch Justus unter den Kindern, die schon zum Gruppentreffpunkt auf dem Hof durften. Lars zupfte Justus am Ärmel: »Wollen wir mal die Jacken tauschen?« Mit Florian hatte er seine Sachen ja auch schon häufig getauscht, überlegte er. Warum eigentlich nicht auch mit Justus tauschen? »Können wir machen. Aber dann kriege ich das dazu!«, forderte Justus und deutete auf den Fußball-Anhänger an Lars' Kindergartentasche. Florian schaute von einem zum anderen. Lars zögerte etwas, denn den Anhänger gab er eigentlich nicht gern her. Nur hätte er die Pantherjacke gerne einmal angehabt ... »Gut«, sagte Lars dann doch. Justus zog also seine Jacke aus und gab sie Lars. Lars bemühte sich, den Anhänger abzubekommen, und Florian half nach. »Da!«, überreichte schließlich Lars sein kostbares Gut. »Hier!« Justus hielt seine Jacke hin, und Florian, ganz großer Bruder, nahm sie zunächst entgegen, damit Lars seine eigene ausziehen konnte. Dann überreichte Lars seine Jacke, und der Tausch war perfekt. »Super!«, freute sich jeder.

Frau Müller-Kerner rief die »Bus-Kinder«, um sie zur Haltestelle zu begleiten. »Tschüss!«, rief Justus und rannte hinüber.

Lars und Florian winkten ihm. Im gleichen Moment erspähnten sie ihre Mutter, die am Seitentor des von einem bunten Lattenzaun umgebenen Vorhofs des Kindergartens parkte. Florian und Lars lösten sich sogleich aus der mittlerweile geschrumpften Kinder­schar, die auf ihre Abholer wartete. Beide Jungen kamen sehr gern her, aber am Ende des Vormittags freuten sie sich doch wieder auf zu Hause und auf ihre Mama. »Hallo Mama!«, riefen sie im Chor, wie es sich für Zwillinge gehörte, und rannten auf sie zu.

Katrin musste lächeln. Wie sagte noch letztens jemand zu ihr? »Genieße es, wenn deine Kinder so freudig auf dich zugelaufen kommen, denn irgendwann wird es so sein, dass sie sich vor anderen Kindern mit dir schämen!« Natürlich wusste Katrin, dass alles anders würde, wenn ihre Jungen erst einmal in die Pubertät kamen. Aber dass sie dann ihre Eltern am liebsten verleugneten? Unvorstellbar, zumal sie und Achim ihre Kinder doch christlich erzogen! Im Entstehen des nächsten Gedankens waren die Jungen bei ihr angelangt, und sie ging in die Hocke, um beide fest an sich zu drücken. Dann liefen sie alle drei zum Auto. Noch immer gedankenverloren, obwohl Florian und Lars auf sie einredeten, schloss sie ihr kleines Auto auf und ließ die Jungen auf die Rückbank, bevor sie dann selbst einstieg. Tatsächlich benahm sie selbst sich im Hinblick auf den Herrn Jesus oftmals ja nicht anders als ein pubertierendes Kind: Wenn es zum Beispiel darum ging, vor anderen Müttern im Kindergarten Stellung zu beziehen und zu ihrem Glauben zu stehen, hatte sie schon oft gekniffen. Sie hatte den Mund gehalten, aus Angst vor Disharmonien und verbalen Attacken. Und vielleicht wollten Heranwachsende nicht zu ihren Eltern stehen, weil sie auch einfach Angst hatten, dann ausgelacht zu werden. »Jesus vergibt jede Schuld, die wir ihm bringen«, dachte Katrin. »Hoffentlich kann ich unseren Jungs auch immer wieder verzeihen!« »Mama, jetzt sag schon!« Lars wurde ungeduldig mit seiner Mutter, die überhaupt nicht reagierte. »Schatz, was denn?«, fragte Katrin gereizt, da ihre Gedankengänge sie urplötzlich traurig stimmten. Würde sie überhaupt ihre Jungen in der Pubertät erleben können? – »Mama! Du hörst mir gar nicht zu!«, empörte sich Lars. Und Florian unterstützte ihn: »Mama, das ist nicht schön von dir!« So sagte schließlich immer die Mutter selbst, wenn sie schimpfte. Katrin schaute im Rückspiegel zu ihren Jungen. Sie musste sich zusammenreißen. »Es tut mir leid. Das ist auch nicht schön von mir. Entschuldigung! Ich höre jetzt zu. Er-

zählt mir doch bitte alles noch mal, ja?» Lars und Florian schauten sich an, dann wandte Lars wieder den Blick zur Mutter in den Rückspiegel und meinte: »Na gut.« Und so erzählten sie von dem sagenhaften Tauschgeschäft mit Justus, das Katrin durch ihre gedankliche Abwesenheit überhaupt nicht aufgefallen war. Sie bemühten sich, ihre Mutter damit zu beschwichtigen, dass der Handel ja auch nur bis morgen dauern könne und überhaupt die Pantherjacke ja keinesfalls besser sei als Lars' Second-Hand-Jacke und der tolle Anhänger zusammen. »O nein!«, dachte Katrin. »Was wird die Mutter von Justus sagen?« Aber natürlich gab es für die Kinder an dieser Geschichte gar kein Problem. Sie hatten noch keine Vorstellung von materiellen Werten. Für sie war das wertvoll, was sie toll fanden. Die Kinder fanden die Pantherjacke wahrscheinlich so toll wie schon diesen Plastikanhänger allein genommen. Weshalb sollte sie sich nun noch wegen dieses Tauschs aufregen? Gestern hätte sie es getan, natürlich. Aber was sollte das bringen? Es gab Wichtigeres. Sie waren nun fast zu Hause. Katrin sagte einfach: »Ich möchte nicht, dass ihr noch einmal mit anderen Kindern die Jacken tauscht. Es könnte eine kaputtgehen, und dann hat man viel Ärger.« »Ist gut, Mama«, antworteten die Zwillinge ganz brav, denn in der Zwischenzeit hatten sie sich schon gedacht, dass die Mutter sicherlich nicht einverstanden sein würde. Wenn sie jetzt nicht schimpfte, war es ja noch einmal gut gegangen. »Aber wir rufen gleich bei Justus zu Hause an, damit seine Mama weiß, wo die Jacke geblieben ist!«

»Die Kinder haben ja recht«, dachte Katrin. »Eigentlich sind ganz andere Dinge wertvoll, als man immer so vordergründig meint.« Zwar waren ihr bislang auch nicht unbedingt materielle Dinge wichtig gewesen. Doch das größte Gut schien ihr in letzter Zeit immer mehr die Ruhe, die Zeit, die Muße zu sein, die sie, seitdem die Kinder auf der Welt waren, so wenig hatte. Gestern noch wollte sie nur in Ruhe Fenster putzen, währenddessen sie die Kinder hätte an den Nächstbesten verschenken können. Heute machte die Möglichkeit, dass sie vielleicht unheilbaren Krebs haben könnte – und wieder fröstelte sie –, es für sie konkurrenzlos wertvoll, für die Kinder sorgen zu können. »Mama!« Lars wurde weinerlich. »Du hörst mir ja schon wieder nicht zu.« »Doch, Lars. Was hast du gesagt?«, antwortete Katrin spontan und unehrlich, als sie aus ihren Gedanken gerissen wurde. »Ich möchte genau die gleiche Pantherjacke haben wie Justus.« »Ach, Lars! Es geht nicht, dass

wir immer alles kriegen, was wir wollen. Manchmal sind Dinge nicht gut für uns.« Katrins Gedanken schweiften wieder ab: War es etwa für sie nicht gut, gesund zu sein?! Florian schaltete sich nun ein, denn sollte Lars die Jacke bekommen, würde er sich sicher auch etwas wünschen dürfen! »Was ist nicht gut für uns? Das verstehen wir nicht!« Wie so oft sprach er gleich für Lars mit. Katrin blickte zu den Jungen im Rückspiegel. Sie verstand es auch nicht. »Manchmal versteht man etwas eben nicht«, sagte sie. »Und manchmal versteht man es später.« Lars und Florian maulten. Das war doch keine Antwort! Und Katrin spürte es ja am eigenen Leib: Diese Antwort war im ersten Moment kaum auszuhalten. Und deshalb schimpfte sie die Jungen nicht.

Da kam die Hofeinfahrt – sie waren zu Hause. Hoffentlich war die Mutter von Justus einigermaßen verständnisvoll und machte wegen des Jackentauschs nicht gleich Ärger. Sie musste sofort bei ihr anrufen, um ihr zu sagen, dass sie im Kindergarten noch nichts bemerkt hatte. Hoffentlich glaubte sie ihr das, denn eigentlich war es ja schon unnormal, dass eine Mutter es nicht sofort sah, wenn ihr Kind plötzlich fremde Kleider trug! Aber heute war eben auch kein normaler Tag.

Die Abendsonne wärmte noch ein wenig, als Achim vor seinem Elternhaus hielt, um seine kleine Lilly von den Großeltern abzuholen. Er stieg aus und ging zunächst einmal hinter das Haus, um sich in dem großen Garten umzuschauen. Der Rasen hatte bereits den ersten Frühjahrsschnitt erhalten genauso wie die Hecken, die vor neugierigen Blicken jeweils vonseiten der Nachbargrundstücke schützten. Zu Zeiten seiner Kindheit waren diese Hecken noch niedrig, wenig dicht gewachsen, und einen Maschendrahtzaun dahinter hatte es auch noch nicht gegeben. Wie oft hatte er sich zum Leidwesen seiner Eltern durch die jungen Sträucher hindurchgeschlängelt, um mit dem Nachbarskind zu spielen! Dem Wachstum der Sträucher schien das allerdings keinen Abbruch getan zu haben. Denn als Achim nach Schlupflöchern in Richtung Zaun suchte, war inmitten des Geästs kaum eines aufzuspüren. Da! Eine kleine Lücke gab es. Vermutlich hatte Lilly sie sich zum Versteckspielen erobert. »Hallo Achim!«, ertönte da eine bekannte Stimme von der anderen Seite des Zaunes her. Achim schaute auf. Etwa in Augenhöhe stand Maria und lächelte. »Na, hallo Nachbarskind«, antwortete Achim unbefangen. Wie lange kannte er sie

schon! Alle Süßigkeiten hatten sie als Kinder miteinander geteilt. Das hatte Maria so gut gefallen, dass sie ihn irgendwann gefragt hatte, ob er sie später einmal heiraten wolle. »Na gut«, hatte er gleichgültig geantwortet. Achim schmunzelte. Das Beste war aber, dass sie durch ihre Kinderfreundschaft den Weg in die Gemeinde und dann auch zum Glauben an Jesus Christus gefunden hatte. Seine Eltern nahmen ihn damals regelmäßig mit in den sonntäglichen Gottesdienst, und er hatte immer wieder einmal bei Maria geklingelt, um anzufragen, ob sie mitkommen dürfe. »Soll sie halt mitgehen!«, hatte ihre Mutter nach ungefähr der fünfzigsten Anfrage geantwortet. Nachdem sie zu Hause dann von der Kinderstunde erzählt hatte, durfte sie eine Weile wieder nicht mehr mit. Erst als sie in die Pubertät kam und darauf bestand, Glaubensdinge selbst entscheiden zu dürfen, kam sie wieder mit in die Gemeinde und besuchte regelmäßig den Jugendkreis. Schon kurze Zeit später hatte sie dann festgemacht, dass sie Jesus Christus nachfolgen wollte. Das musste bei einem Gespräch mit Gerd, dem damaligen Jugendkreisleiter, gewesen sein, wenn er sich recht erinnerte. Jedenfalls hatte Maria ihm davon erzählt, wie frei sie sich gefühlt hatte, nachdem sie ihre Schuld ausgepackt hatte und ihr die Vergebung durch Jesus Christus zugesprochen worden war. Seither gehörte sie derselben Gemeinde an wie er und Katrin – und seither gab es plötzlich den Maschendrahtzaun. »Und, holst du Lilly ab?«, fragte Maria durch das Geäst hindurch. »Ja. Mal schauen, ob sie einen schönen Tag bei Oma und Opa gehabt hat«, nickte Achim. »Und du? Auch gerade aus dem Büro gekommen, was?«, bemerkte Achim mit einem Blick auf ihr rosa Kostüm, dass ihre frauliche Figur betonte und gut zu ihrem langen hellblonden Haar passte. »Ja. Wenn ich heimkomme, gehe ich meistens erst einmal in den Garten, nur so zum Luftschnappen.« Achim nickte wieder. »Das tut einem ja auch gut. So, ich will jetzt mal rein zu den Eltern. Wir sehen uns ja am Sonntag, oder?« »Ja, bis Sonntag. Tschüss!«, antwortete Maria und wandte sich ab.

Maria hatte Achim angelogen. Eigentlich ging sie nicht mehr viel in den Garten. Den ganzen Winter über schon einmal gar nicht und jetzt im Frühjahr nur, wenn es sein musste, dass sie ihren Eltern, die gesundheitlich sehr angeschlagen waren, etwas zur Hand ging.

Als sie heute nach Hause gekommen war, hatte es sie allerdings förmlich in den Garten getrieben. Ihre Kollegin, die sie an und für

sich ganz gern mochte, hatte zu ihr gesagt: »Du endest noch einmal als jungfräuliche alte Schrulle!« Und das hatte sie nur deshalb gesagt, weil sie mitbekommen hatte, dass sie wieder einmal einem Kollegen einen Korb gegeben hatte. Auf Linas Äußerung hin hatte sie versucht zu erklären, dass und warum sie nur mit jemandem ausgehen wollte, der auch an Jesus Christus glaubte, woraufhin die Kollegin sagte: »Du spinnst!« Bis Arbeitsschluss war dann kein Wort mehr zwischen ihnen gefallen. Maria hatte nur noch »Tschüss!« gesagt und war direkt heimgefahren.

Und dann hatte Maria im Garten gestanden, wie gebannt auf die Hecken des Nachbargrundstücks gestarrt, und ihr war gewesen, als hätte sie sich darunter sitzen sehen, als kleines sechsjähriges Mädchen – gemeinsam mit ihrem Freund Achim. Sie aßen jeder einen der fantastischen Mohrenköpfe, die es nur beim Bäcker Huber gab – für zwanzig Pfennig das Stück. Maria hatte ihren zuerst aufgegessen. Da ließ Achim sie bei sich noch einmal abbeißen, und Maria sagte zu ihm: »Du bist lieb!«, und gab Achim einen feuchten, klebrigen Kinderkuss auf die Wange. Achim grinste verlegen und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. »Bah, das klebt«, stellte er sachlich fest. Und Maria fragte: »Wollen wir uns später mal heiraten?« Achim schob sich die verbliebene Mohrenkopfwaffel in den Mund, zuckte die Achseln und antwortete mit vollen Backen: »Von mir aus.«

Maria meinte den Geschmack der Mohrenköpfe von damals auf der Zunge zu spüren. Eine Weile musste sie so verharren haben, stehend auf dem Plattenweg, rechts von ihr das demnächst zu bestellende Gemüsebeet, dem sie allerdings keine Beachtung schenkte, und links die Hecke der Nachbarn. Dahinter hatte sie dann tatsächlich Achims große Gestalt mit dem dunklen Haarschopf und den breiten Schultern entdeckt. »Sicher wird Lilly bei Oma und Opa gewesen sein, und er will sie abholen«, dachte sie.

Und so war es ja auch, wie es sich dann während ihres kurzen Gesprächs herausstellte. Als Maria die Haustür aufschloss, hörte sie lautes Sägen und Hämmern, das von der Kellertreppe hochschallte. Seit ihr Vater letztes Jahr pensioniert wurde, werkelte er wie besessen in seiner kleinen Hobby-Werkstatt unten im Keller. Die Mutter schaute aus der Küchentür: »Na, Mädchen, da bist du ja. Hast du heute länger arbeiten müssen?« »Nein, nein. Ich bin noch durch die Stadt gebummelt«, gab Maria zur Antwort. »Wir können gleich alle gemeinsam essen. Sagst du deinem Vater Be-

scheid?« Maria seufzte. Sie wusste, dass es ihre Mutter gut meinte, wenn sie mit dem Essen auf sie warteten. Aber sie war dreiunddreißig! Sie würde sich am liebsten eine Pizza in den Ofen schieben, ein heißes Bad nehmen und mit ihren Gedanken allein sein. Vielleicht sollte sie sich doch endlich nach einer kleinen Wohnung umsehen. Wenn nur ihre Eltern ihr deshalb nicht ein schlechtes Gewissen machen würden! Beim letzten Mal, als sie einen Vorstoß in diese Richtung unternahm, hatte die Mutter gesagt: »Ach, du bist doch unser einziges Kind!« Es hörte sich an, als hätte Maria verkündigt, sie wolle nach Amerika auswandern. Und der Vater hatte dazu gemeint: »Schau dich nicht nach einer Wohnung um, sondern heirate. So hat es deine Mutter auch gemacht. Wenn du Familie hast, kannst du sowieso das Haus hier bekommen. Was hast du eigentlich gegen Rainer? Der würde dich nehmen!« Maria hatte damals nur müde gelächelt und gesagt: »Ach Papa.« Und gedacht hatte sie: »Wie anno dazumal, wo die Väter nichts Besseres mit ihren Töchtern im Sinn hatten, als sie zu verheiraten.« Und der Mutter hatte sie gar nichts entgegnet. Rainer war der Postbote ihres Bezirks – ein wirklich netter Kerl, aber doch nichts zum Heiraten! Sie hatten sich tatsächlich auch mal verabredet, denn er hatte nicht lockergelassen. Er glaubte auch an Gott, nur nicht so übertrieben wie sie – so oder ähnlich hatte er sich ausgedrückt –, und in die Gemeinde wollte er sie auch nicht begleiten. Sonntags in die Kirche rennen sei nichts für ihn.

Maria war die Treppe hinuntergegangen. »Papa, wir wollen essen.« Der Vater schaute auf. Er war leicht untersetzt, litt an Bluthochdruck und war so stets ein wenig außer Atem. »Maria! Komm her, schau mal!« Er nahm seine Tochter am Arm. Stolz zeigte er das Produkt seiner heutigen Arbeit: ein weiterer Waggon der Holzisenbahn für seinen Enkelsohn war fertiggestellt. »Papa, das ist toll, das habe ich dir schon mal gesagt. Und ich kenne auch zwei kleine Jungs, die davon begeistert wären.« Sie dachte an Achims Söhne. »Nur habe ich bislang kein Kind und keinen Mann.« »Soll ich dir mal was sagen, mein Mädchen?« Herr Döring nahm einen alten Lappen und wischte sich den Holzstaub von den Fingern. »Seit du mit Achim in diese elendige sonderbare Kirche gegangen bist, wo sie alles so haargenau nehmen, bist du völlig unnormale. Mädels in deinem Alter wären tanzen gewesen und hätten den Kerlen den Kopf verdreht. Du hättest schon so viele haben können, und einer wäre auch hängen geblieben. Dann hät-

ten wir schon längst ein Enkelchen. Stattdessen vergräbst du dich in deine Arbeit und rennst ständig in diese Kirche!« Ärgerlich warf er den Lappen auf die Werkbank, wandte sich zur Tür und stapfte kurzatmig die Treppe hinauf. Maria blieb vor der Werkbank stehen. Sie war es gewohnt, dass ihr Vater keine Umschweife machte, sondern sagte, was er dachte. Ihr war auch klar, dass er Achim samt seinen Eltern bislang nicht verziehen hatte, sie in die Gemeinde mitgenommen zu haben. Sie wusste, dass ihr Vater sie, seit sie sich entschieden hatte, Jesus nachzufolgen, für unnormal hielt. Eine Weile lang hatte sie versucht, ihren Eltern die Änderung ihrer Sichtweisen zu erklären, doch ihr Vater hatte immer nur gesagt: »So einen Quatsch kann ich mir nicht anhören.« Sie hatte irgendwann akzeptiert, dass die Eltern und sie nun in zwei unterschiedlichen Welten lebten. Für sie selbst war die Bibel absolut glaubwürdig, sie hatte verstanden, dass Jesus Christus wegen ihrer persönlichen Schuld vor Gott am Kreuz hatte sterben müssen. Sie wusste, dass er auferstanden war und lebte und durch den Heiligen Geist immer bei ihr war. Aber all diese Dinge verstanden die Eltern ja nicht oder wollten sie nicht verstehen. Doch das hatte ihr Vater nun bislang noch nicht gesagt: »Einer wäre schon hängen geblieben.« Das war ja wohl mehr als verletzend. Das bedeutete doch: »Einer wäre dumm genug gewesen, sie zu heiraten.« Was für eine Einstellung hatte er zur Sexualität und zur Ehe? Er hätte von ihr gewollt, dass sie es mit möglichst vielen jungen Männern treibt, damit sie es schafft, sich einen fürs Heiraten und Kinderkriegen zu angeln?! Wenn er das wirklich so gemeint hatte ... Plötzlich ekelte sie sich vor ihrem eigenen Vater. Sie ging die Treppe hinauf, dann steckte sie den Kopf zur Küchentür hinein und sah, wie ihre Mutter das Essen auf den Küchentisch in der kleinen Essecke stellte. Eigentlich war Maria der Appetit vergangen. Aber nun hatte die Mutter wieder alles gerichtet ... Also bemühte sie sich, ihren Ärger hinunterzuschlucken, und trat ein. Wortlos ergänzte sie den gedeckten Tisch mit Trinkgläsern und einer Flasche Mineralwasser. Der Vater trat ebenfalls ein, und alle drei nahmen am Tisch Platz. Frau Döring füllte ihrem Mann den Teller und wollte auch ihre Tochter bedienen. »Mama, ich mach das allein«, wehrte Maria ab. »Nimm dir erst mal selbst.« Dann senkte sie den Kopf, faltete ihre Hände und betete still. Da knallte Herr Döring die Faust auf den Tisch. »Donnerwetter! Mir reicht's jetzt einfach mit diesem frommen Getue!« Maria blickte auf und sah, wie die Mutter zusammen-

zuckte. Beherrscht und wortlos stand Maria auf und verließ die Küche. Als sie die Treppe hochging zu ihrem Zimmer, hörte sie den Vater zürnen: »Verdammt noch mal, was spielt sie sich so auf?« Und die Mutter jammerte: »Es ist alles wegen Jansons Achim.«

Maria holte sich die Bibel aus ihrem Zimmer, ging damit hinüber ins Bad und ließ sich heißes Wasser in die Wanne laufen. Sie musste erst einmal zur Ruhe kommen.

Als Achim die Tür seines Elternhauses aufschloss, erschallte es sofort aus der Küche: »Komm herein, wir essen gerade!« »Hallo, Papi, rein!« Lilly hatte anscheinend keine Zeit, ihm wie sonst entgegenzurennen. »Guten Abend«, sagte Achim, als er die Küche betrat. Seine Eltern nickten ihm freundlich zu. »Komm her, setz dich!« Herr Janson, ebenso hochgewachsen wie sein Sohn, doch das gleiche braune Haar mit vielen grauen Strähnen durchzogen, rückte Achim einen Stuhl zurecht. Frau Janson war damit beschäftigt, Lillys Wurstbrot in kleine Bröckchen zu schneiden, und Lilly platzierte auf jedem Bröckchen ein Gurkenstückchen. »Jetzt weiß ich auch, weshalb Lilly keine Zeit hatte, mich an der Tür zu begrüßen«, lachte Achim und wuschelte seiner Tochter durch die leicht rötlichen Kringellöckchen. Dann nahm er einen Bissen von Lillys Teller und schob ihn sich in den Mund. »Du darfst noch haben, Papi.« Lilly hielt ihm ein weiteres Brotbröckchen mit ihrer kleinen patschigen Hand hin. »Noch?«, fragte Achim und machte schnell einen großen Haps und tat, als wolle er Lillys Hand mitesen. »Nein!«, schrie sie vergnügt. Frau Janson schüttelte den Kopf. Sie hatte auch einen leicht rötlichen Haarstich, obgleich eher braunrot und nicht blondrot wie momentan noch Lilly. Ihre grünen Augen lächelten zwar, doch sie sagte: »Jetzt hört auf mit dem Quatsch, sonst wird das nichts mit dem Essen.« Herr Janson lachte, und Achim setzte sich schnell hin. »Nicht, dass wir noch Ärger kriegen mit der Oma«, meinte er grinsend. Lilly sah die Oma mit großen Augen an. Die schüttelte den Kopf, strich der Kleinen übers Haar und sagte: »Das ist nur Spaß, Lilly, Oma wird nicht wirklich böse. Aber jetzt wollen wir erst einmal dem Herrn Jesus für das leckere Essen danken.« Die ganze Familie faltete die Hände, und Herr Janson sprach ein Gebet. »Amen!«, rief Lilly fröhlich und schob sich ein Brotbröckchen in den Mund. »Und, Achim, wie ist die Lage?«, wandte sich nun Herr Janson seinem

Sohn zu. »Kommen in die Firma Aufträge rein?« »Na ja, es geht so«, erwiderte Achim und nahm Teller und Messer von der Mutter entgegen, um mitessen zu können. »Ich will mal so sagen: Die Lage ist nicht rosig, und es wird deshalb auch wieder ein paar Entlassungen geben. Mein Arbeitsplatz ist davon momentan nicht betroffen, aber Gedanken kommen mir schon immer wieder mal, wie es wäre, wenn ...« Achim hatte sich ein Brot gestrichen und biss herzhaft hinein. Herr Janson runzelte die Stirn, und seine Frau sagte: »Ach Junge, das kann ich verstehen. Du hast schließlich auch noch deine Familie zu versorgen ... Aber ...« »Aber wir haben einen Herrn, der versprochen hat, für uns zu sorgen, wenn wir als Erstes an seine Sache denken«, führte Herr Janson den Gedanken seiner Frau zu Ende. Achim nickte. »Gestern haben Katrin und ich uns darüber unterhalten. Wir wollen ja auch darauf vertrauen. Ab und an schaue ich allerdings im Internet, ob meine Ausbildung und Erfahrungen woanders gebraucht werden könnten.« »Spricht ja auch nichts dagegen«, meinte der Vater. »Wir sollen ja unseren Verstand gebrauchen. Bloß, wenn es nicht schon ganz ernst ist, würde ich darauf auch nicht zu viel Zeit und Kraft verwenden.« Er schaute zu seiner Enkelin, die genießerisch ihre Bröckchen kaute und die Erwachsenen ungestört ihre Unterhaltung führen ließ. »Manchmal denke ich halt auch daran, dass wir mal 'n neues Auto brauchen könnten«, rutschte es Achim heraus. »Woanders würde ich vielleicht besser verdienen als in so einer Halsabschneiderfirma, die ihre Leute nur noch ausdrückt wie Orangen, die sie nur nicht entsprechend bezahlt – weil es angeblich nicht geht.« »Wieso denn ein neues Auto?«, fragte die Mutter und band Lilly noch einmal das Lätzchen fest. »Eures ist doch wunderbar!« »Oder hast du viele Reparaturen?«, fragte der Vater. »Oder ist noch mal was Kleines unterwegs?«, wollte sich die Mutter schon freuen. »Ach, eigentlich gar nichts von allem.« Achim schüttelte den Kopf. Im Grunde hatte sich nur wegen dieses kleinen Ausflugs zum Autohaus der Gedanke eingeschlichen, dass mal ein vernünftiger Wagen hermüsste. Und René hatte ihn neidisch gemacht mit seinem Mega-Bus. »Heute habe ich in der Mittagspause René getroffen mit einem neuen Bus.« »Ach ja!«, rief die Mutter arglos. »Sie haben ja noch einen Jungen bekommen.« »Muss man denn deshalb gleich wieder ein neues Auto haben – und möglichst noch das teuerste und beste?«, regte Achim sich auf. »Ach so.« Wissend nickte nun Herr Janson. »Unser Sohn ist

neidisch wie ein kleiner Junge.« »So ein Quatsch!«, rief Achim und schüttelte den Kopf. »Und wieso regt dich das neue Auto von René dermaßen auf?«, fragte Herr Janson ruhig. Achim schaute seinen Vater perplex an. »Ja, findest du es etwa in Ordnung, dass er immer das teuerste und beste Fahrgestell haben muss? Das ist doch nicht biblisch!« Herr Janson zuckte die Schultern. »Es ist von der Bibel her nicht verboten. Wir sollen halt die Dinge besitzen – und die Dinge dürfen uns nicht besitzen. Das muss René selbst mit Gott ausmachen. Wenn du nun zu wissen meinst, sein Auto sei ihm wichtiger als die Rettung durch Jesus, musst du ihn halt mal darauf ansprechen.« »Ja, aber wir sollen uns doch einfach zufriedengeben mit dem, was wir haben«, warf Achim einen neuen Trumpf ein. »Ja, Junge, das stimmt. Aber das scheint im Moment vor allem dir zu gelten. Du bist doch nicht zufrieden mit dem, was du hast!« Der Vater schüttelte den Kopf, und Achim blieb nun still. Lilly war satt und begann mit dem Essen herumzuschmieren, und Frau Janson sagte: »So, es ist Zeit. Lilly muss heim, sonst ist sie gleich ganz knatschig, wenn sie fürs Bett fertig gemacht wird.« Achim löste sich aus seinen Gedanken und schaute zu Lilly: »Du hast recht.« »Dein Vater hat auch recht«, entgegnete die Mutter. »Ich denke mal darüber nach«, erwiderte Achim nun wieder ruhiger. »Fah'n wir jetzt wieder zu Mami und Flo und Lars?«, fragte Lilly. »Jawoll, mein Schäfchen. Sag noch ›tschüss‹ zu Oma und Opa!« Achim hatte sein Mädchen auf den Arm genommen und streckte den Großeltern ihr kleines Händchen entgegen. Dann klopfte er dem Vater auf die Schulter und meinte: »Wahrscheinlich hast du wirklich recht.« Herr Janson nickte.

Lars sprang wieder in der Pantherjacke durch die Wohnung. Er war Tierpfleger und musste auf die wilden Tiere im Großgehege aufpassen. Gerade wollte ein fremder Löwe die neugeborenen Löwenbabys auffressen, doch Tierpfleger Lars war zur Stelle und schubste den Löwen an die Seite. Der Löwe fauchte und rief: »Du darfst mir aber nicht wehtun!« Florian war verärgert. Ihm machte das Spiel keinen Spaß mehr, und er lief in die Küche zur Mutter. Katrin räumte gerade das Geschirr vom Abendessen in die Spülmaschine. Sie hatte das Spiel ihrer Söhne mit den Ohren verfolgt und wusste bereits über die Lage Bescheid. So sagte sie gleich: »Das Spiel ist jetzt sowieso aus. Die Tiere müssen schlafen gehen, und ihr geht jetzt ins Badezimmer. Ihr müsst euch fertig machen

fürs Bett.« Katrin nahm Florian an die Hand, ging mit ihm zu Lars und schnappte sich auch dessen Hand. »Und Tierpfleger dürfen den Tieren nicht einfach wehtun, klaro?«, sagte sie zu Lars gewandt und ließ es damit gut sein. Dann führte sie ihre Jungs mit schlendernden Armen zum Bad, und die beiden gingen auf das Spiel ein und schlenderten ebenfalls mit den Armen und hopsten an ihrer Hand in die vorgegebene Richtung. »Wäre das schön, wenn das immer so funktionieren würde«, dachte Katrin. Auch beim Waschen und Umziehen machten die Jungen gut mit. Sie gingen sogar ohne zu maulen ins Bett, obwohl der Vater mit Lilly noch nicht zurück war.

Katrin räumte zunächst die Küche fertig auf. Dann ging sie ins Wohnzimmer, legte eine CD auf und ließ sich aufs Sofa plumpsen. Wie sie nur diesen Tag hinter sich gebracht hatte! Sie rollte sich zur Rückenlehne und zog die Beine an.

Als Achim kam, fand er seine Frau auf dem Sofa liegend vor. »Na, sag bloß, du bist k.o.«, witzelte er. »Hm?« Katrin schlug die Augen auf und war wie benommen. Sie war tatsächlich eingeschlafen. »Lilly ist schon im Bett«, sagte Achim. Er setzte sich in den Sessel und biss von einem Apfel ab. Dabei schlug er mit der freien Hand die Zeitung auf und begann zu lesen. Katrin setzte sich langsam auf. Doktor Plessmann und alles Weitere kam ihr wieder in den Sinn, und sie ließ sich zurücksinken. Es war kein Traum gewesen! Achim schaute von seiner Zeitung auf. »Hättest du ihr noch gern »Gute Nacht« gesagt?«, fragte er. »Wem?«, fragte Katrin. »Hattest du geschlafen?«, fragte Achim zurück. »Du bist ja gar nicht richtig bei dir!« »Was?« Katrin setzte sich wieder auf. »Ach, du meinst Lilly? Nein, das ist nicht so schlimm, dass ich sie nicht gesehen habe. Sie ist dir wohl im Auto eingeschlafen?« »Ja«, antwortete Achim. »Ich habe ihr nur noch 'ne Windel umgemacht und sie dann gleich ins Bett gelegt. Es hat bei den Eltern ein bisschen länger gedauert, weil mir mein Vater ein wenig die Augen öffnen musste.« Katrin hob fragend die Augenbrauen. »So?« In knappen Sätzen berichtete Achim von seinem Ausflug zum Autohaus, der Begegnung mit René und seinen eigenen bis zum Besuch bei den Eltern uneingestanden Wünschen. »Und dein Vater hat dir dann auf den Kopf zugesagt, dass du neidisch bist!«, stellte Katrin fest. Achim legte die Zeitung beiseite und erhob sich gespielt drohend. »Das freut dich wohl!« »Einer muss dir ja sagen,

wie schrecklich du bist!«, meinte Katrin sarkastisch und hielt schützend ein Sofakissen vor sich, als Achim sich ihr näherte. Der blieb kurz vor ihr stehen, zog dann blitzschnell ihre Beine weg, und fing sie auf, um so zu tun, als wolle er sie übers Knie legen. Katrin schrie belustigt-erschrocken auf, ließ das Kissen fallen und klammerte sich an Achim fest. So konnte er ihr wohl kaum den Hintern verhauen, und Achim ließ sich und Katrin auf den Boden sinken. Als Katrin ihn noch immer nicht losließ, fragte er irritiert: »Was ist denn?« In dem Moment spürte er ihre Tränen an seinem Hals. »He, war es so schlimm heute? Haben dich die Jungs gärgert?« »Nein.« Katrins Stimme bebte ein wenig vom unterdrückten Weinen. Sie atmete tief ein und löste ihre Umklammerung. Dann rutschte sie von Achims Schoß und setzte sich mit angezogenen Beinen neben ihn. Achim zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und gab es ihr. Ansonsten blieb er still und sah sie aufmerksam an. »Die Jungs waren ganz lieb heute«, sagte Katrin, trocknete sich die Tränen und schnäuzte sich. Dann streckte sie die Beine aus und legte die Hände mit dem feuchten Taschentuch in den Schoß. »Sogar als wir bei Justus waren, lief alles prima. Lars und Justus hatten im Kindergarten ihre Jacken getauscht, weißt du, und Justus hat doch immer so teure Klamotten. Ich hab 'nen Schreck gekriegt, als ich das merkte. Da waren wir vor allem schon fast zu Hause. Die Mutter von dem Jungen kannte ich nämlich eigentlich nur vom Sehen, und sie wirkte auf mich immer so eingebildet.« Achim schaute fragend. »Wieso tauschen die Jungen die Jacken?! Und außerdem merkt man doch, wenn das eigene Kind fremde Klamotten anhat, oder?« Kaum hatte Achim die Frage ausgesprochen, bereute er es schon, denn er sah, wie sich Katrin verschloss. Sie zog wieder die Beine an und schwieg. Achim wartete einfach ab, obwohl ihm das nicht leicht fiel. Nach einem Moment gab Katrin sich einen Ruck und Achim die entsprechende Antwort: »Klar merkt eine Mutter normalerweise, wenn das Kind fremde Klamotten anhat. – Ob du es merken würdest, weiß ich allerdings nicht.« Sie konnte sich den Hieb nicht verkneifen. »Danke!«, nickte Achim, grinste aber dabei, und das stimmte Katrin wieder versöhnlicher. »Das mit der Jacke war heute nicht das größte Problem. Ich wollte auch nur sagen, dass sich das alles geklärt hat und in Ordnung gekommen ist. Wir waren am Nachmittag bei Justus und seiner Mutter und haben uns prima unterhalten.« »Okay«, entgegnete Achim schnell, um endlich zum

Kernpunkt zu kommen. »Was ist das größte Problem?« Katrin zögerte. Sie überlegte, wie sie kurz und treffend das Ergebnis des Arztbesuchs ausdrücken könnte. »Heute morgen war ich doch beim Frauenarzt«, begann sie. »Sie ist wieder schwanger«, dachte Achim und lächelte unwillkürlich. »Vielleicht habe ich Brustkrebs«, sagte Katrin leise. Sie saß nun reglos da und schaute ihren Mann an. Dem gefror das Lächeln. »Wie?«, fragte Achim und hoffte, seiner Frau nicht richtig zugehört zu haben. Katrin sprach schnell weiter: »Ich war doch zur Krebsvorsorge. Da wird dann die Brust abgetastet. Normalerweise ist dann alles erledigt, aber Doktor Plessmann hat mich gleich noch zur Mammographie geschickt, und Ultraschall hat er dann auch noch gemacht.« »Das gehört doch wahrscheinlich zur Vorsorge, oder?«, unterbrach Achim nun. »Nein!«, erwiderte Katrin. »Das heißt, das weiß ich nicht. Aber deshalb ist es nicht gemacht worden. – Es ist ein Knoten da.« »Was heißt das?«, fragte Achim analytisch. »Was das heißt?«, fragte Katrin ungehalten zurück. »Ja«, erwiderte Achim, »heißt das denn zwangsläufig, du hast Krebs?« »Nein, natürlich nicht zwangsläufig. Aber normal ist das ja wohl nicht!« »Ja, was sagt denn der Arzt?«, fragte Achim, der sich nun daran klammerte, dass seine Frau etwas falsch verstanden hatte. Katrin wurde wütend. Was war das denn jetzt? Die ganze Zeit wollte sie ihm davon erzählen, aber er unterbrach sie ständig. Sie wollte getröstet werden, und er verhörte sie fast! Und sie hatte noch überlegt, wie sie es ihm am schonendsten sagen konnte, damit er nicht schockiert war. »Es ist ein Knoten in der linken Brust. Den hat er getastet und auf dem Röntgenbild gesehen. Gleich Freitag, also übermorgen, soll ich zur Gewebe-Entnahme kommen. Die Probe wird ins Labor geschickt, und dann sieht man weiter. Kann sein, dass die Brust abgenommen werden muss, wenn's Krebs ist.« Bewusst sprach Katrin nun die für sie schlimmste Möglichkeit aus, obwohl Doktor Plessmann das so ja nicht gesagt hatte, um Achim nun zu schockieren. Wenn er alles klipp und klar haben wollte – bitte! »Also«, begann Achim. Er sprach sachlich, um sich selbst zu beruhigen. »Wenn noch eine Biopsie gemacht werden muss, steht ja noch nicht fest, dass dieser Knoten bösartig ist, nehme ich mal an. Das wird man doch wohl erst danach feststellen können. Vorher braucht man sich also auch nicht verrückt zu machen. Und operiert werden muss ja vielleicht auch nur dann, wenn der Knoten bösartig ist, würde ich jetzt auch einfach mal so annehmen.«

Katrin fühlte sich unverstanden. Achim ging überhaupt nicht auf ihre Angst ein, dass die Brust abgenommen werden könnte. Sie hatte ihren Mann schon oft dafür bewundert, wie analytisch und nüchtern er Probleme angehen konnte. Heute Abend empfand sie genau diese Eigenart als kalt und gefühllos. »Na, dann ist ja alles in Ordnung«, kam es ihr zynisch über die Lippen. »Nein, es ist nicht alles in Ordnung«, entgegnete Achim und legte seinen Arm um Katrins Schulter. »Nein?«, fragte Katrin im gleichen Tonfall wie vorher. »Das ist eine unschöne und ungewisse Situation, für dich besonders.« »Ach, das hat er doch bemerkt!«, dachte Katrin bitter und verharrte noch immer in ihrem Gefühl des Unverstandenseins. Die Beine ausgestreckt, verschränkte sie nun die Arme vor der Brust. Achim zog Katrin an sich und übersah ihre Abwehr. Er wollte jetzt einfach nicht daran denken, dass seine Frau Krebs haben könnte – so aus heiterem Himmel –, und sie sollte auch nicht daran denken. »Wäre das okay für dich, wenn ich Krebs hätte?«, fragte Katrin nun. »Was soll'n der Quatsch?«, fragte Achim zurück und nahm den Arm von ihrer Schulter. »Ob das okay wäre! Also echt! Jetzt mach dich nicht verrückt. Wann ist der nächste Termin bei Doktor Plessmann?« Katrin gab die Hoffnung auf, dass ihr Mann sie verstehen würde. Wieso dachten sie gerade jetzt so unterschiedlich? Wieso kamen sie gerade jetzt einfach nicht zusammen? Sie stand auf. »Habe ich doch schon gesagt«, erwiderte sie tonlos und ging aus dem Zimmer.

3. Kapitel

»**W**ir müssen produktiver werden. Und erzählen Sie mir nicht, dass das nicht geht.« Achims Vorgesetzter knallte die Faust auf den Tisch. »Ich will Ihnen mal was sagen, Herr Janson. Jedem hier steht das Wasser bis zum Hals. Aber die einzige Chance, die wir noch haben, ist eben eine Produktivitätssteigerung. Und jetzt sorgen Sie gefälligst dafür, dass in der Lackstraße keiner mehr rauchen, pinkeln oder sonst was geht, bevor nicht offizielle Pause ist!« Herr von Flieden, der in seiner Aufregung vom Stuhl aufgesprungen war, setzte sich wieder, raffte seine Unterlagen auf dem Schreibtisch zusammen und nahm einen Stift zur Hand. Das Gespräch war also beendet.

»Gut«, sagte Achim – was sollte er auch sonst sagen – und verließ das Zimmer. Was für ein Job! Jetzt musste er wieder »nach unten treten« und Druck machen und eine Steigerung verlangen, die er selbst nicht mehr für möglich hielt. Jürgen würde auch wieder höchsterfreut sein, ihn in seinem Büro zu sehen. Gerade, weil es unangenehm werden würde, wollte Achim das lieber sofort erledigen.

Schon als Achim an der Lackstraße erschien, spürte er feindliche Blicke. Natürlich gaben ihm die Arbeiter hier die Schuld für allen Druck. Sie dachten nicht so weit, dass ja über ihm wieder ein Chef war, und über seinem Chef wiederum noch einer und über allen noch der Vorstand mit dem Geschäftsführer thronte. »Herr Jesus«, führte Achim ein stilles Zwiegespräch, »es ist so ein blöder Job, den ich hier machen muss. Fehlt nur noch, dass Jürgen mich gleich anspringt. Bitte hilf mir doch! Ich halte das hier bald nicht mehr aus. Ich weiß, ich sollte ›Danke‹ sagen, dass ich die Arbeit überhaupt noch habe. Ich kann's aber beim besten Willen nicht. Kannst du es denn nicht so führen, dass die Leute gleich wenigstens kapieren, dass ich nicht schuld bin an dem ganzen Druck?«

Achim war vor Jürgens Bürotür angelangt. Es lief wie befürchtet: Jürgen schaute ihn ebenso feindselig an wie die Arbeiter an der Lackstraße, an denen er vorhin vorbeilaufen musste. Dann beschimpfte er ihn laut – das war der Nachteil, wenn man sich von klein auf kannte –, und es fehlte nicht mehr viel zur Handgreiflichkeit. Bei ihm lagen wohl, wie bei vielen anderen in der Firma, die Nerven blank. »Es reicht!«, unterbrach ihn Achim nun nicht

weniger heftig. »Meinst du, mir macht das hier Spaß?« Er machte kehrt und lief zurück zu seinem Büro, durchbohrt von den bösen Blicken der Arbeiter an der Lackstraße. Seine weiteren Arbeiten erledigte er mehr halbherzig und wartete schlecht gelaunt auf den Feierabend.

»Mama, Opa ist am Telefon!« Lars hielt Katrin den Apparat hin. »Moment«, flüsterte sie und trocknete sich die Hände ab, da sie nass waren vom Abwaschen. »Ja?« Sie nahm den Apparat ans Ohr und wischte mit der anderen Hand mit dem Spüllappen den Mittagstisch ab. »Ach, du bist es«, sagte sie, und ihre Stimme war mit einem Mal belegt. Es war ihr Vater, nicht Achims. Und er hörte sich nüchtern an. Er schien die Kur dieses Mal durchzuhalten. »Ich ... ich wollte nur wissen, ... wie es dir geht.« Wie kam ihr Vater dazu, sie heute zu fragen, wie es ihr ging, wo er sich doch dafür schon seit Jahren nicht mehr interessiert hatte? »Du willst wissen, wie es mir geht?«, fragte Katrin ungläubig und vorwurfsvoll zugleich zurück. In der Leitung blieb es still. »Hallo!«, sagte Katrin. »Ich bin noch da«, kam es zur Antwort. »Kannst du mich besuchen?« »Warum?«, fragte Katrin hart zurück. »Ich ... ich möchte dir ... etwas erzählen.« »Na, du machst es aber spannend«, entgegnete Katrin. »Kannst du kommen? – Samstag Nachmittag? Ich bin trocken. Ich werde nicht herumschreien, ich werde nicht heulen. Ich mache zurzeit eine Kur.« Er nannte den Namen der Einrichtung. »Wusste ich ja«, dachte Katrin. »Bitte komm. Ich möchte dir was erzählen.« »Du kannst es mir doch auch jetzt erzählen.« Sie hatte schon zu oft die Wut- und Heulausbrüche ihres Vaters miterlebt. Sie wollte das nicht mehr. »Bitte, Katrin, es ist wichtig. Wenn ich noch mal 'nen Rückfall kriegen sollte, könnte es zu spät sein.« »Wie dramatisch!«, entgegnete Katrin spöttisch. »Bitte, komm!« Sie ließ die Hand mit dem Hörer sinken. Dann setzte sie sich und drückte nach kurzem Zögern das Gespräch einfach weg.

»Mama, war das nicht Opa Werner?«, fragte nun Florian. »Das war dein anderer Opa, den du nicht kennst.« Katrin strich Florian übers Haar. Ein bisschen sah er ihm ähnlich. Doch Gott sei dank – und genau so meinte sie das auch – hatte er vom Wesen her keine Ähnlichkeit mit ihm. »Den Opa möchte ich aber auch mal kennen!«, antwortete Florian. Katrin erwiderte nichts.

Achim schloss die Tür auf und ließ Lilly hineinhopsen. Zu Katrins Erleichterung hatte sie den Tag noch einmal bei Oma und Opa verbringen dürfen. Die Jungen rannten ihrem Papa entgegen, es gab einen dumpfen Schlag, und Lars und Lilly brüllten. Katrin kam aus der Küche geeilt: »Was ist denn jetzt passiert?« Achim hängte seine Jacke an die Garderobe, und Katrin hockte sich hin, um die schreienden Kinder in den Arm zu nehmen. Florian kam hinzu und erklärte seiner Mama den Hergang des Unfalls. »... und dann ist Lilly gekommen, und dann ist sie in Lars gelaufen, und dann ...« »Das stimmt nicht«, heulte Lilly in Katrins Ohr. »Lars hat mich gesubst!« »Und du bist einfach gegen mich gelaufen!«, gab Lars nun heftig seine Sicht der Dinge wieder. »Ich kriege Kopfschmerzen, wenn ihr mir weiter in die Ohren brüllt!«, sagte Katrin laut. »So, und außerdem muss einfach jeder von euch ein bisschen mehr aufpassen. – Und Papa übrigens auch«, wandte sie sich an ihren Mann. »Du weißt doch, dass die Jungs immer auf dich losgestürmt kommen. Das war doch abzusehen, dass sie dann mit Lilly zusammenstoßen!« Achim nickte wortlos und ging mit der Tageszeitung ins Wohnzimmer. »Na toll«, dachte Katrin, »er fabriziert das Geheule, und ich kann zusehen, wie es abgestellt wird!«

Lilly schluchzte noch einmal laut auf, und dann kuschelte sie sich an ihre Mama, steckte den Daumen in den Mund und schlief doch tatsächlich ein. Katrin hielt sie in ihrem linken Arm, mit dem rechten gab sie ihrem Sohn einen liebevollen Klaps auf den Po, pustete an seine Stirn und sagte: »Komm, Lars, geh schon mit Flori ins Bad. Ich lege Lilly hin, und dann komme ich und helfe euch.« Lars schnuffelte noch ein wenig und hörte dann aber auf die Mutter.

Als Katrin ins Bad kam, ging es auch Lars wieder gut – zu gut. Er putzte sich gerade die Zähne und verteilte zu Florians Vergnügen den Schaum um den Mund, die Nase und die Wangen. »Das ist heute Abend mal wieder der ganz normale Wahnsinn«, dachte Katrin. »Schluss mit dem Quatsch, Lars!«, rief Katrin und nahm ihrem Sohn die Zahnbürste aus der Hand. Die Jungen gackerten und amüsierten sich weiter. »Es reicht jetzt!«, brüllte nun Katrin. »Los, den Schlafanzug an, und dann ist Schluss hier.« Die Jungen schauten sie an. »Du sollst nicht so schreien«, beklagte sich Florian in weinerlichem Ton. Katrin sagte nichts, sondern zog ihm unsanft den Schlafanzugpulli über den Kopf. »Aua!«, rief Florian

vorwurfsvoll. »Mami, guck mal, ich bin schon fast fertig angezogen«, sagte Lars leise und versuchte die Harmonie wiederherzustellen. »Ja.« Katrin tat ihr Ausbruch ja auch leid. Aber warum mussten sie auch immer so einen Quatsch machen! »So, jeder fertig?«, fragte sie und bemühte sich, wieder normal zu klingen. Die Jungs nickten, Florian noch ein wenig schmolend. Katrin setzte sich auf den Klodeckel. »Kommt mal her!« Lars setzte sich sofort zu ihr auf den Schoß, und Florian kam zögernd näher. »Wisst ihr«, begann Katrin und legte einen Arm um ihren Großen, der sich schließlich zumindest neben sie gestellt hatte, »es ist nicht richtig, dass ich so brülle. Das gefällt Gott nicht. Und das tut mir leid. Es ist aber auch nicht richtig, dass ihr so einen Quatsch macht und nicht hört. Das gefällt Gott auch nicht.« »Entschuldigung, Mama.« Lars gab ihr sein Händchen, so wie sie es auch als Kinder untereinander taten, wenn sie sich wehgetan hatten. »Ist schon wieder in Ordnung«, sagte Katrin und drückte ihn. »Aber ich entschuldige mich auch bei dir.« Sie gab ihm ebenfalls die Hand, und Lars lachte: »Ist auch in Ordnung.« Nun reichte auch Florian ihr die Hand: »Entschuldigung.« »Ist gut, Florian.« Katrin zog ihn auf ihr freies Bein, sodass nun beide Jungs auf ihrem Schoß saßen. »Auch Entschuldigung!«, sagte sie und wiegte beide Jungs hin und her. »Und jetzt ab ins Bett«, sagte sie dann, und die Jungs hörten.

Katrin räumte im Bad auf, dann schaute sie noch einmal in der Küche nach dem Rechten. Ach, sie hatte keine Lust mehr, noch irgendetwas zu tun. Sie setzte sich erschöpft auf die Küchenbank, verschränkte die Arme auf dem Tisch und ließ ihren Kopf darauf sinken. »Herr Jesus, es reicht mir so. Ich kann nicht mehr«, betete sie mit Tränen in den Augen. Ach, sie war so müde.

Sie wurde wach, als Achim sich ein Glas auf den Tisch stellte. »Was machst du denn?«, fragte er. »Was soll ich schon machen?«, gab Katrin kurz angebunden zurück. Achim schenkte sich Apfelschorle ein. »Was ist das denn für eine Antwort?« »Ich war eingeschlafen«, antwortete Katrin schroff. »Das kann ich ja nicht wissen«, entgegnete Achim in einem ähnlichen Ton. »Du kannst ja auch mal zwei Sätze mit mir sprechen, wenn du nach Hause kommst«, maulte Katrin weiter. »Wann hätte ich das tun sollen?«, entgegnete Achim nüchtern. »Als ich nach Hause kam, haben die Kinder gebrüllt, und du hast mich angemosert. Im Übrigen war's bei mir heute auf der Arbeit auch nicht gerade toll.« Er trank sein Glas mit wenigen Zügen leer. Katrin schaute ihren Mann traurig

an. Wie dumm, dass sie sich angifteten, anstatt füreinander da zu sein. Aber ihre Kommunikation klappte auch sonst oftmals nicht so gut. Weshalb sollte das in solch einer angespannten Situation plötzlich besser sein? »Ich gehe ins Bett«, sagte Achim. »Kommst du auch mit?« Katrin schüttelte den Kopf. »Ich räume noch die Küche auf.« Es gab eigentlich nicht mehr viel aufzuräumen. Achim hoffte bestimmt, dass noch was laufen würde. »Aber da hat er sich getäuscht«, dachte sie wütend. »Also, gute Nacht!«, sagte Achim und gab ihr einen flüchtigen Kuss. »Gute Nacht«, erwiderte Katrin, weil es sich so gehörte.

Eigentlich hätte sie ihrem Mann noch so gern von dem Telefonat mit ihrem Vater erzählt. Sie wusste nicht recht, was sie machen sollte. So oft schon hatte ihr Vater sie fürchterlich enttäuscht. Meistens war er dann doch wieder betrunken gewesen, wenn sie ihn besuchte. Die Kinder hatte sie deshalb auch immer von ihm ferngehalten. Immer mal sporadisch meldete er sich, gerade dann, wenn keiner mehr mit ihm rechnete. Achim würde wahrscheinlich sagen, sie wäre blöd, wenn sie ihn tatsächlich besuchen würde. Es war bloß so, dass er sich heute wirklich ganz anders angehört hatte. »Achim würde das auch wieder nicht verstehen«, dachte sie resigniert. So wie er auch ihre Angst nicht verstand, sie könnte Brustkrebs haben. Oder erwartete sie zu viel von ihrem Mann? Es schien ihm gerade heute ja auch nicht so gut zu gehen, und sie hatte nicht weiter danach gefragt. Aber dann könnte er ja auch mal von selbst was sagen!

Maria war da. Sie hatte sofort angeboten, auf die Kinder aufzupassen, als sie davon erfuhr, dass Katrin wegen einer Biopsie zum Doktor musste. So konnte sich Katrin heute mal ganz in Ruhe im Bad fertig machen.

Um sechzehn Uhr sollte sie in der Praxis sein. Achim hatte ihr noch am Morgen einen Zettel in die Küche gelegt: »Komme mit zur Biopsie.« Es wurde nun Zeit. Körperlich ging es ihr wie damals in der Berufsschule bei der mündlichen Prüfung. Sie hatte kalte feuchte Hände und seit Mittag Durchfall. Ihre sonst stets rosige, sommersprossige Haut war bleich. Endlich hörte sie Achims Schlüssel im Schloss. Sie lief ins Kinderzimmer. »Tschüss, ihr Lieben, hört schön auf Maria, ja?« Sie beugte sich herunter und gab allen drei Kindern einen Kuss auf die Wange. »Jaa«, antworteten Florian und Lars im selben gedehnten Tonfall. »Tschüss,

Mami. Lilly will auch Kussi geben«, sagte Lilly, hielt den Kopf ihrer Mutter fest, als sich Katrin zu ihr hinunterbeugte, und erwischte mit einem feuchten Schmatzer Katrins Nase. Maria saß auf Florians Bett und beobachtete die Szene von dort aus. Wie erstaunlich ähnlich sich Lilly und Katrin sahen! Was war das? Katrin hatte Tränen in den Augen. Ob sie Angst hatte, dass die Biopsie ein schlechtes Ergebnis bringen würde? »Gott wird alles richtig machen«, sagte Maria. »Und wir kommen hier auch klar, oder?«, wandte sie sich an die Kinder. »Na klar!«, riefen die Jungs. Katrin wuschelte ihnen durchs Haar. »Okay, dann macht's gut. Falls ihr nachher schon schläft, komme ich und gebe euch noch einen Kuss.« Am liebsten hätte sie alle drei noch einmal fest an sich gedrückt. Was war bloß los mit ihr? Das war doch kein Abschied für immer! »Jedenfalls jetzt noch nicht«, schoss es ihr durch den Kopf, und wieder musste sie die Tränen zurückhalten. »Ja, Mami«, gaben alle drei noch brav Antwort und vertieften sich weiter in ihr Spiel. Katrin wandte sich nun Maria zu. »Danke, dass du dir für uns freigenommen hast. Normalerweise ist es ja kein Problem, dass sie mal zu Achims Eltern gehen, aber gerade heute ...« »Ist doch schon gut«, wehrte Maria ab und lächelte.

»Katrin, wo bist du denn? Wir müssen los!«, rief Achim, der nur schnell seine Arbeitstasche in der Küche abgestellt und etwas getrunken hatte. »Ich bin ja fertig!«, rief Katrin und lief in den Flur, wo Achim schon wieder startbereit wartete. »Interessiert es dich nicht, wo die Kinder bleiben?«, fragte sie. »Du wirst das schon organisiert haben«, kam es knapp zur Antwort, und Achim öffnete die Tür zum Gehen. Da trat Maria in den Flur. »Hallo Achim.« »Ach, du passt auf die Bande auf. Na, auch gut. Danke!« Er gab ihr die Hand. In dem Moment kamen die Kinder aus dem Zimmer gesprungen. Sie hatten Achim nun doch noch gehört. »Papa!« »Papa!« »Papi!« Maria lachte. Achim wirbelte jeden der drei herum und sagte dann bestimmt: »So, Mama und ich müssen jetzt losfahren. Tschüss!« Er schaute Katrin auffordernd an. »Also bis später«, sagte Katrin. »Bis später«, nickte Maria, und die drei Kinder riefen »Tschüss!« und liefen zurück ins Kinderzimmer. Maria warf noch einen Blick den beiden hinterher. Wenn Katrin nun tatsächlich Krebs hätte ...

Achim und Katrin hatten während der Autofahrt eine Weile still nebeneinandergesessen. Dann fragte Achim: »Und, bist du

aufgeregt?« »Nö«, antwortete Katrin. »Warum?!« Noch im selben Augenblick tat es ihr leid, dass sie so schnippisch antwortete. Achim hatte es ja gut gemeint. Es war auch wirklich lieb, dass er sie zur Biopsie begleitete. Das hätte sie gar nicht gedacht. »Entschuldigung, dass ich so blöd geantwortet habe«, sagte sie. »Ich habe ein bisschen Angst, ob das vielleicht doch wehtut.« Achim nickte. »Das ist ja klar.«

Sie waren da. Achim schloss den Wagen ab, und Katrin lief schon einmal zum Eingang der Praxis. Sie nannte an der Anmeldung ihren Namen, und als Achim kam, durften sie schon gleich im Sprechzimmer des Arztes Platz nehmen. Schweigend warteten sie. Da öffnete sich schon wieder die Tür, und Doktor Plessmann trat ein.

»Guten Tag, Frau Janson! Herr Janson!« Er gab beiden die Hand. »Bitte, bleiben Sie sitzen«, sagte er höflich und setzte sich ebenfalls. »Ich erkläre Ihnen noch einmal, was wir tun werden. Bei Ihnen ist der Knoten in der Brust gut tastbar. Das werden Sie sicherlich zu Hause auch festgestellt haben. Wir können deshalb mit einer Spezialspritze Gewebe direkt aus dem Knoten entnehmen. So müssen Sie sich nicht erst einer vielleicht unnötigen Operation unterziehen. Wissen Sie, manchmal wird einfach operiert und während der Operation das Gewebe untersucht. Das ist Blödsinn, denn wenn der Knoten gutartig ist, kann er durchaus in der Brust verbleiben. Man muss dann eben nur regelmäßige Kontrolluntersuchungen durchführen. Also: Mit dieser Spritze ...« »Entschuldigung, wenn ich Sie unterbreche«, sagte Achim. »Weshalb müssen regelmäßige Kontrolluntersuchungen gemacht werden, wenn ein gutartiger Knoten nicht entfernt wird?« »Das ist eine gute Frage«, dachte Katrin. Sie wäre aber sicher erst zu Hause darauf gekommen, das nachzufragen. »Nun ...«, Doktor Plessmann lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Es ist so, dass ein gutartiger Tumor sich verändern kann und mit einem Mal doch zu einem Karzinom wird, wenn ich es einmal kurz so ausdrücken soll.« »Ein Karzinom ist ein bösartiger Knoten?«, getraute sich nun auch Katrin zu fragen. »So ist es, Frau Janson«, nickte der Arzt. »Da wäre es ja fast besser, in jedem Fall zu operieren«, meinte Achim. »Darüber kann man unterschiedlicher Meinung sein. Eine Operation ist immer auch mit einem Risiko verbunden. Auch ist es für die Patientin unter Umständen sehr belastend, wenn Gewebe der Brust entfernt werden muss. Es kann zu psychischen Folge-

erkrankungen kommen, die daraus erwachsen, dass die Patientin sich als verschandelt empfindet. Man wird das Weitere sehr gut abwägen müssen.« Achim und Katrin nickten beide. »Wenn Sie dann keine Fragen mehr haben, kommen Sie bitte hinüber ins Behandlungszimmer. Sie dürfen auch mitkommen, Herr Janson.« Katrin erhob sich, und nach einem kurzen Blickwechsel folgte Achim ihr.

»Legen Sie sich bitte hierher, Frau Janson. – Ja, setzen Sie sich ruhig dort.« Doktor Plessmann wies einem jeden seinen Platz zu. Auch die nette Arzthelferin von neulich war nun zur Stelle, legte dem Arzt seine Arbeitsutensilien zurecht und lächelte Katrin ermutigend zu. Katrin machte ihren Oberkörper frei und räusperte sich beklommen. »Gut. Entspannen Sie sich«, sagte Doktor Plessmann. »Sehr witzig«, dachte Katrin. »Dieses hier ist eine Spezial-spritze mit einer sehr feinen Nadel. Es wird nicht mehr wehtun als Blutabnehmen.« Achim schaute seine Frau an. Für einen Moment bekam er Angst, als er sie so daliegen sah. Katrin begegnete seinem Blick, und Achim versuchte ein zuversichtliches Lächeln. »Okay.« Katrin nickte, doch sie fühlte die Aufregung. Sie fror, und ihre Hände waren kalt und verschwitzt. »Herr Jesus, mach du mich bitte ruhig«, betete sie innerlich. »So, ich setze jetzt die Nadel an.« Es war recht unangenehm, doch nicht wirklich schmerzhaft. Sie bemühte sich um Ablenkung und betrachtete das Muster der Deckenpaneele. »Fertig. Das war's schon.« Katrin setzte sich auf und richtete erleichtert ihre Kleidung. Das war ja auszuhalten gewesen. »Wir teilen Ihnen gleich am Montag das Ergebnis mit«, sagte der Arzt. »Sollte die Biopsie ergeben, dass es sich um ein Karzinom handelt, müssen Sie so schnell wie möglich operiert werden. Aber davon gehen wir mal nicht aus.« Doktor Plessmann erhob sich von seinem Stuhl und gab Katrin die Hand. »Wir sprechen uns dann am Montag.« »Okay«, seufzte Katrin. »Auf Wiedersehen, Herr Doktor.« Auch Achim gab ihm die Hand. »Auf Wiedersehen, Doktor Plessmann.«

»Da stimmt doch was nicht!«, sagte Adele Schlegelmeyer zu sich selbst. Sie stand hinter dem Vorhang des Küchenfensters und beobachtete ihre Nachbarn, die jetzt schon zurück nach Hause gekommen waren. Sie hatte angenommen, Jansons würden mal ausgehen. Er hatte noch seine schicken Sachen von der Arbeit angehabt, und sie war auch ein bisschen zurechtgemacht gewesen, als

sie losgefahren waren. Ihr hätte das auch wirklich mal gut getan! Frau Janson hatte vorgestern so traurig, ja, sogar ein wenig verstört ausgesehen, als sie ihr aus dem Garten ein paar ihrer Schneeglöckchen gebracht hatte. Das hatte sie eigentlich getan, um zu erfahren, was mit Frau Janson los war, doch irgendetwas hatte sie davon abgehalten nachzufragen. Nun, unter Umständen war es besser so gewesen, denn vielleicht wäre sie sonst neugierig erschienen.

Adele Schlegelmeyer trat noch näher an die Gardine, um die Gesichter besser sehen zu können. Sie blickten so ernst drein. Sie würden sich ja wohl nicht auch trennen? Es war schrecklich heutzutage. Erst letztes Jahr war es doch gewesen, als das Paar aus der Wohnung über ihr sich hatte scheiden lassen, und nun wurde der Kleine hin- und hergereicht zwischen Großeltern, Mutter, Vater, Freund, Freundin und wem noch alles. Aber von Jansons hatte sie das ja nun nicht gedacht. Die gingen jeden Sonntag in ihre Kirche. Sie waren so freundlich und hilfsbereit. Erst kürzlich hatte er den verstopften Abfluss in ihrem Bad wieder in Ordnung gebracht. Und die Kinder waren auch meistens freundlich und grüßten. Welche Kinder taten das heutzutage noch?

Adele beschloss, Näheres erfahren zu müssen. So schnell es mit ihrer kaputten Hüfte ging, schlurfte sie aus der Küche die kleine Diele entlang zur Wohnungstür. Vorsichtig drückte sie die Klinke herunter und spähte, ob die Nachbarn bereits in den Hauseingang getreten waren. Sie waren noch nicht zu sehen. Also nahm sie die kleine Gießkanne und stieg die Treppenstufen bis zum Zwischenpodest zum nächsten Stockwerk empor. In der Nische vorm Flurfenster stand ein Gummibaum, den sie dort hegte und pflegte. Nebenbei hatte sie schon oftmals Zeugin interessanter Neuigkeiten werden können, wenn die Leute nicht warten konnten, private Dinge auch privat hinter der Wohnungstür zu verhandeln. Vielleicht würde das ja gleich auch bei Jansons der Fall sein.

Die Haustür ging auf, und gleichzeitig fiel eine andere Tür ins Schloss. Sie hörte Gemurmel. »Frau Schlegelmeyer hat wohl aus Versehen die falsche Richtung eingeschlagen«, hörte sie Herrn Janson sagen. »Normalerweise kommt sie doch immer aus der Tür heraus, wenn wir kommen.« Was sollte das denn bedeuten? Adele Schlegelmeyer stutzte. Das war ihre Tür, die vorhin durch den Luftzug ins Schloss gefallen war! Und ihr Schlüssel steckte in der Wohnungstür – von innen! »Da bin ich aber froh, dass sie sich

heute vertan hat«, drang nun Frau Jansons Stimme nach oben. Ja, wie war denn das gemeint? »Die würde gleich merken, dass was nicht stimmt, und mir womöglich noch herauskitzeln, dass ich vielleicht Krebs habe.« Wie bitte? Frau Janson hatte Krebs? Unten drehte sich ein Schlüssel im Schloss, und die Wohnungstür fiel zu. Adele Schlegelmeyer hatte wackelige Knie bekommen. Das war zu viel für ihre Ohren gewesen. Sie setzte sich mühsam nieder auf eine Treppenstufe. Frau Janson hatte Krebs? Oder nicht? Und was sollte das andere heißen? Hielten die Nachbarn sie etwa für neugierig? Ach, und ihr Schlüssel, fiel es ihr jetzt ein. Wie sollte sie denn nun in die Wohnung kommen? Ihr altes Hirn überlegte schwer. Sie würde wohl oder übel Jansons um Hilfe bitten müssen, oder aber sie müsste ihren Sohn anrufen. Aber nein, fiel ihr auf, sie kam ja auch nicht an ihr Telefon. Die Nachbarn oben waren immer unfreundlich zu ihr, die würden sie sicher nicht einmal telefonieren lassen. Also musste sie zu Jansons. Nun, es war nicht nur dumm, kam es ihr in den Sinn. Vielleicht konnte sie so ja noch mehr erfahren.

»Es hat geklingelt!«, rief Florian, als die ganze Familie in der Küche versammelt war. Als Katrin und Achim nach Hause gekommen waren, hatten sie sich zu Maria in die Küche gesetzt, die gerade mit dem Abwasch beschäftigt gewesen war. Dort aßen die beiden belegte Brote, die ihnen Maria gemeinsam mit den Kindern zubereitet und aufgehoben hatte. Lilly saß bei ihrem Papa auf dem Schoß, und Lars kuschelte sich an Katrins Schulter.

Florian warf das Tuch aus der Hand, mit dem er versucht hatte, das Geschirr abzutrocknen, und rannte zur Tür. Er wollte der Erste sein, der aufmachte. Doch Lilly und Lars waren müde; sie hatten kein Interesse mehr an einem Wettlauf ums Türöffnen und blieben auf ihren Plätzen sitzen. »Florian, warte!«, rief Katrin müde. »Ihr sollt nicht allein die Tür öffnen. Ich komme mit.« Katrin lief Florian hinterher und schaute Adele Schlegelmeyer in die Augen, die bereits in die Diele getreten war. »Flori, du sollst nicht allein die Tür öffnen, habe ich gesagt, ich glaube ...« »Frau Janson, guten Abend, ich will nicht stören«, fiel ihr die Nachbarin ins Wort. »Guten Abend, Frau Schlegelmeyer«, antwortete Katrin. »Ich ärgere mich nur, weil mein Sohn nicht gehört hat. Es können auch mal böse Leute an der Tür sein«, wandte sie sich wieder an ihren Ältesten. »Jaa«, antwortete der gedehnt. Katrin blickte nun fragend den Besuch an. »Ach, Frau Janson, mir ist etwas

Dummes passiert«, leitete Adele Schlegelmeyer ihr Anliegen ein. »Ich hatte meine Pflanzen gegossen und die Tür angelehnt, weil ich ja gleich wieder hineingehen wollte, aber die Tür ist ins Schloss gefallen. Und mein Schlüssel steckt vermutlich innen in der Tür, jedenfalls ist er nicht in meiner Kitteltasche!« Katrin stutzte. Sie bemühte sich, die Nachbarsfrau nicht argwöhnisch anzublicken, als ihr klar wurde, dass sie sich tatsächlich außerhalb ihrer Wohnung aufgehalten hatte, als die Tür zufiel. Sie hatte doch sicherlich mitgekriegt – oder mitkriegen wollen –, was sie im Hausflur gesprochen hatten. Ach du Schande! Katrin fasste sich innerlich an den Kopf und bemühte sich gleichzeitig um eine freundliche Miene. Achim und sie hatten doch über ihre Neugierde gewitzelt, allerdings in der Annahme, niemand würde sie hören. Und in dem Moment hatte also die gute Frau Schlegelmeyer eine Treppe höher die Blumen gegossen. Und schwerhörig war sie leider nicht. Merkwürdig, dass sie dennoch hier um Hilfe bat! Die einsame neugierige Frau tat Katrin leid. Deshalb führte sie Frau Schlegelmeyer in die Küche und bat: »Setzen Sie sich erst einmal.« Katrin bot ihr einen Sitzplatz an. »Guten Abend!«, grüßte Achim, und Maria gab ihr ebenfalls die Hand. »Entschuldigung! Entschuldigung, ich will nicht stören. – Na, ihr Kleinen, ihr seid müde, nicht wahr?« Sie tätschelte Lilly die Wange, und die Kleine vergrub ihr Gesicht in Papas Achselhöhle. Lars sagte höflich: »Hallo, Frau Schlegelmeyer.« »Frau Schlegelmeyers Wohnungstür ist zugefallen, und sie hat keinen Schlüssel«, erklärte Katrin. »Ich will Ihnen nicht zur Last fallen. Ich möchte eigentlich nur fragen, ob ich meinen Sohn wohl von Ihrem Apparat aus anrufen kann.« Die alte Dame schaute bittend zu Achim. »Ja, natürlich«, erwiderte der gleich. »Flori, hol doch mal eben das Telefon.« Florian wollte loslaufen, doch in dem Moment kam ihm eine Idee, und er rief: »Wir können doch erst nachschauen, ob ein Fenster offen steht!« Achim war erstaunt: »Worauf du kommst!« »Ja, nicht wahr?«, sagte Florian stolz. Im Gegensatz zu seinen Geschwistern war er noch hellwach. »Auf einer Kassette habe ich das schon gehört. Da sind die Kinder durchs Fenster gestiegen, weil ihre Mama den Schlüssel vergessen hatte.« »Das ist eine gute Idee von Florian. Ich vergesse nämlich öfters mal, das Fenster im Schlafzimmer zu schließen«, sagte Adele Schlegelmeyer. »Und vielleicht kannst du dann ja auch durchs Fenster hineinklettern und mir die Tür wieder öffnen?« Frau Schlegelmeyer erhob sich hoffnungsvoll. »Ich will gleich mal

nachschauen.« Achim stand sofort mit auf und sagte: »Wir kommen gleich mit! Vielleicht klappt es ja wirklich auf diese Weise.«

Lilly und Lars waren nun auch ganz plötzlich wieder munter und trabten mit ihrem Papa und Florian mit. Maria und Katrin blieben zurück und schauten sich an. Maria fragte amüsiert: »War das bislang einmalig, oder hält diese Frau euch öfters auf Trab?« »Eher öfters«, antwortete Katrin. »Sie ist nervig und außerdem schrecklich neugierig, aber sie tut mir leid. Sie braucht eben auch einfach Jesus!« Maria nickte. »Hast du schon mal probiert, mit ihr darüber zu sprechen?« »Ja, hin und wieder. Aber das interessiert sie nicht. Sie will eigentlich immer nur etwas über andere Leute oder eben über uns in Erfahrung bringen. Da passt sie auf wie ein Luchs. Aber wenn ich von Jesus anfangе, schaltet sie ab. Aber ich bete für sie, und Gott tut ja Wunder!« Katrin stand auf. »Wollen wir nicht auch rausgehen und zugucken, falls Florian tatsächlich bei ihr einsteigt?« Maria nickte: »Ja, das möchte ich auch nicht verpassen.«

Als die beiden ums Haus liefen, sahen sie gerade noch, wie Achim Lilly durchs Fenster hob. »Du kannst doch nicht Lilly zum Öffnen schicken!«, rief Katrin. »Ach, lassen Sie nur, Frau Janson«, beschwichtigte Frau Schlegelmeyer. »Die Jungen sind hineingeklettert, und da wollte die Kleine doch auch.« Katrin schüttelte den Kopf. »Na, hoffentlich machen sie bei Ihnen keinen Blödsinn ... Kommen Sie, wir gehen lieber gleich zur Haustür und schauen, ob die drei sie öffnen.« Die vier Erwachsenen liefen aus dem Garten zurück zum Hauseingang an der Straße. Als sie in den Hausflur traten, hopsten dort schon die Kinder herum und riefen: »Wir haben aufgemacht, wir haben aufgemacht!« »Ach, wenn ich Sie nicht alle hätte!« Adele Schlegelmeyer wollte sich überschwänglich bedanken. »Wie kann ich das nur wiedergutmachen?« Sie schüttelte Achim die Hand. Der schmunzelte und ertappte sich bei dem Gedanken: »Manchmal hat sie sie wirklich nicht mehr alle.« »Sie brauchen doch nichts wiedergutzumachen! Wir freuen uns, dass wir helfen konnten. Außerdem haben Sie den Kindern vor dem Zubettgehen noch eine große Freude gemacht.« »Ach, aber ich möchte mich doch gern erkenntlich zeigen.« »Wissen Sie was, Frau Schlegelmeyer?«, folgte Katrin einer inneren Eingebung, als sie so begann. »Sie müssen sich nicht erkenntlich zeigen. Aber machen Sie uns doch eine Freude und kommen Sie übermorgen mit uns in den Gottesdienst!« Die alte Dame schaute sie groß an. »Ja,

wenn ich Ihnen damit eine Freude mache ...«, sagte sie ungläubig. »Das machen Sie«, unterstützte Achim seine Frau. »Wir fahren immer gegen halb zehn los.« »Aber das wissen Sie ja«, verkniff er sich zu sagen. »Ja, gut«, erwiderte Frau Schlegelmeyer noch immer in einem unschlüssigen Ton.

»So, die Kinder sind zwar aufgedreht, aber sie müssen unbedingt ins Bett«, sagte Katrin und schnappte sich die Kleine, als sie zum wiederholten Male die Treppenstufen hinaufstieg und die Zwillinge ihr entgegenhüpften. »Ach nein, Mama!«, riefen die Kinder vereint. »Pscht, nicht so laut hier im Treppenhaus«, sagte die Mutter. »Sagt ›Gute Nacht!‹« »Gute Nacht!«, maulten sie, und Katrin schob sie hinüber zur Wohnungstür. »So, ich gehe schon mal und mache sie bettfertig«, wandte sie sich an die Erwachsenen. »Gute Nacht, Frau Schlegelmeyer.« »Gute Nacht, Frau Janson«, antwortete diese. »Ich fahre dann jetzt auch mal«, meinte Maria. »Ja, dank dir noch mal, nicht wahr? Mach's gut!« Katrin gab ihr die Hand und ging dann mit den Kindern hinein.

Als Katrin in die Wohnung verschwunden war, schaute Adele Schlegelmeyer von Achim zu Maria. »Gehen Sie auch in diese Kirche von den Jansons?«, fragte sie dann neugierig Maria. Es interessierte sie schon seit längerem, in welchem Verhältnis diese junge hübsche Frau zu den Jansons stand, denn sie war schon öfters hier gewesen, und das meistens, wenn auch er da war! Eine Schwester von ihr war sie wohl kaum. Frau Janson war eher klein und zierlich, und diese Frau hier war groß mit sehr weiblichen Kurven, sicher sehr attraktiv für einen Mann. »Wir werden uns dort am Sonntag sehen, ja«, antwortete Maria und erinnerte sie so an ihre Zusage, am Sonntag einmal mitzugehen. »Also: Auf Wiedersehen, Frau Schlegelmeyer«, sagte sie höflich. Herr Janson verabschiedete sich ebenfalls. Adele Schlegelmeyer blieb nun nichts anderes übrig, als in ihre Wohnung hineinzugehen, obwohl sie gerne gewusst hätte, ob sich Herr Janson noch länger mit dieser jungen Frau unterhalten würde. Sie schloss die Tür und lief in die Küche. Vielleicht konnte sie das ja auch von dort aus in Erfahrung bringen. Hinter ihrem Vorhang hatte sie die Straße im Blick ... Na, das hatte sich ja gelohnt! Er brachte sie zum Auto. Sie sprachen nicht mehr viel, aber sie verabschiedeten sich sehr herzlich voneinander. Ob er vielleicht doch ... Oder ob zumindest diese Frau ... Arme Frau Janson! Aber sie war doch eigentlich wie

immer gewesen. Ob sie denn nun wirklich Krebs hatte – oder wie hatte sie das da im Flur gemeint? Als sie versuchte, sich an Frau Jansons Worte zu erinnern, fiel ihr auch wieder ein, dass diese sie wohl für neugierig hielt. Das war nun nicht gerade sehr christlich!

Und so gingen Adele Schlegelmeyers Gedanken selbst im Bett noch hin und her, bis sie allmählich darüber einschlief.

4. Kapitel

Es war Sonntagmorgen. Achim war froh, in den Gottesdienst gehen zu können. Der Samstag war wieder turbulent gewesen. Er hatte die Kinder mit zu seinen Eltern genommen, denen er geholfen hatte, den Garten zurechtzumachen. Sie bauten dort gemeinsam mit den Eltern Gemüse und Obst an, da zu ihrer eigenen Wohnung nur ein Nutzungsrecht für die Wiese hinter dem Haus gehörte. Wieder zu Hause angelangt, hatte er dann das Baden der Kinder übernommen, da Katrin tatsächlich dem Wunsch ihres Vaters hatte nachkommen wollen, ihn zu besuchen. Er machte wieder einmal eine Kur. Man wagte nicht zu hoffen, dass sie dieses Mal half, zumal nicht mehr viel dazu fehlte, dass er sich auch noch den Rest seines Hirns wegsaufen würde.

Katrin hatte hinterher gemeint, es sei wohl gut so gewesen, obwohl sie eigentümlich traurig wirkte. Sie hatte erfahren, weshalb ihre Mutter, als sie drei Jahre alt gewesen war, einfach von ihnen fortgegangen war. Ihr Vater hatte es ihr jetzt in nüchternem Zustand unbedingt endlich erzählen wollen. Er befürchtete wohl selbst schon, bei einem erneuten Rückfall unter Umständen nie wieder seinen Verstand zu finden und so auch Katrin nie mehr die Wahrheit sagen zu können. Katrin war gestern zu müde zum Erzählen gewesen; sie hatte nur gesagt: »Hätte ich das eher gewusst, hätte ich nicht mein ganzes bisheriges Leben lang glauben müssen, von ihr nicht geliebt worden zu sein.«

»So, haben wir alles?«, rief Achim und betrachtete im Spiegel, ob sein Schlips richtig saß. Katrin steckte gerade Lillys Trinkflasche in die Handtasche, dann setzte sie der Kleinen ein Hütchen auf und ließ die Kinder ins Treppenhaus. »Klingelt schon mal bei Frau Schlegelmeyer!«, sagte sie. Achim wisperte: »Bin gespannt, ob sie wirklich mitkommt.« »Weißt du was? Heute wäre es mir fast lieber, wenn nicht«, flüsterte Katrin zurück, während sie sich ihre Schuhe anzog. »Gut, kann ich verstehen«, meinte Achim, denn Katrin wollte die Gemeinde bitten, für sie zu beten. Zwangsläufig würde dann auch Adele Schlegelmeyer über ihren gesundheitlichen Zustand informiert werden, und wie sie damit umgehen würde, war fraglich. Dennoch war Achim froh, dass diese Frau nun einmal die Gelegenheit hatte, zu hören, dass sie von Gott geliebt und gerufen war. Vielleicht würde sie ja angesprochen wer-

den, denn wie Katrin erzählte, interessierte sie in persönlichen Gesprächen nichts anderes als die Neuigkeiten über andere Leute. Wenn Gott es so führte, dass sie gerade heute mitkam, musste es auch einen Sinn haben! »Aber denk doch mal an die Schneeglöckchen!«, erinnerte er Katrin, doch für weitere Erklärungen war keine Zeit mehr, wenn sie pünktlich sein wollten, und so hoffte Achim, dass seine Frau diese Anspielung verstehen würde. Gott hatte die Nachbarin da doch offensichtlich von neugieriger und unangenehmer Fragerei abgehalten! »An die Schneeglöckchen?«, fragte Katrin und folgte ihrem Mann zur Tür. »Ja, die sie dir geschenkt hat!« Mehr konnte Achim nun nicht mehr sagen, denn tatsächlich wartete dort bereits Frau Schlegelmeyer zusammen mit den Kindern. »Oh, das ist aber schön, guten Morgen, liebe Nachbarin!« Achim schüttelte ihr die Hand, und die alte Dame erfreute sich an dieser Zuwendung. »Sie hat sich ja richtig fein gemacht«, dachte Achim. Tatsächlich hatte sie ihre Kittelschürze getauscht gegen ein dunkelblaues Kostüm mit rot-grau gestreifter Bluse und trug dazu einen ebenfalls dunkelblauen, mit Fasanenfeder geschmückten Hut, den sie am Hinterkopf an ihrem grauen Haarknoten mit einer Hutnadel festgesteckt hatte. »Guten Morgen, Frau Schlegelmeyer!«, sagte Katrin freundlich, während sie die Wohnungstür abschloss. »Das ist schön, dass Sie Ihr Versprechen halten und mal mitkommen!« Sie gab der Nachbarin ebenfalls die Hand, und diese erwiderte: »Was man sagt, muss man ja nun auch tun.« Lilly nahm ihre Hand und sagte: »Dann komm, Frau Schlegelmeyer, wir hören nämlich gleich eine Gesichte über Jesus!« Achim öffnete ihnen die Tür und blickte Katrin noch einmal ermutigend an. »Ich bin zuerst beim Auto!«, rief Florian.

Adele Schlegelmeyer war nervös. Jansons waren eine nette Familie, das musste sie ihnen lassen, auch wenn da gestern dieser Vorfall im Hausflur gewesen war. Doch über diese Gemeinde in der Alten Schulstraße erzählte man sich, dass sie eine Sekte sei oder wenigstens, dass die Leute dort immer viel Geld spenden mussten. So ein schönes Gemeindehaus konnte man schließlich nicht einfach so bauen! Nun, wenn man sie dort zwingen würde, Geld zu geben, würde sie sich schon zu helfen wissen!

Sie waren da. Herr Janson öffnete zunächst seiner Frau und den Kindern die hintere Tür und lief dann ums Auto herum, um ihr beim Aussteigen zu helfen. »So, kommen Sie, Frau Schlegel-

meyer!« Na, nun war sie gespannt. Schon vor dem Gemeindehaus begrüßten sich die Leute; auch ihr wurde die Hand geschüttelt, obwohl man sie doch gar nicht kannte. Ach, da war ja auch diese junge Frau von gestern! Sie kam auf sie zu und lächelte. »Das ist ja schön, Frau Schlegelmeyer, dass Sie mitgekommen sind. Das freut mich!« Jansons begrüßte sie ebenfalls. Wenn sie mit ihm tatsächlich was hatte, dann war die Freundlichkeit der jungen Dame Frau Janson gegenüber doch sehr geheuchelt. Sie gingen nun alle im Strom der Leute mit hinein, und Frau Janson bedeutete ihr, sich mit zu ihnen zu setzen. So fand sich Adele Schlegelmeyer zwischen Florian und Herrn Janson wieder, der seine Tochter auf dem Schoß hielt, während neben Florian erst Frau Janson und dann Lars saßen. Die gut gebaute junge Frau hatte in der Reihe vor ihnen Platz genommen. Adele staunte, wie viele Menschen hier zum Gottesdienst kamen. Ob sie das freiwillig taten, oder ob sie dazu gezwungen wurden? Aber sie wirkten fröhlich – so, als würden sie sich auf den Gottesdienst freuen. Sehr erstaunlich! Wenn sie an die sonntäglichen Kirchenbesuche zusammen mit ihrem seligen Alfons dachte und erst recht noch an die früher gemeinsam mit der Schwiegermutter, war dies hier kein Vergleich. Zwar wirkte damals durch die große Orgel alles sehr viel feierlicher, doch auch ernster, und immer hatte sie geglaubt, der Allmächtige würde drohend über ihnen schweben. Also war sie nach dem Ableben ihres Alfons lieber nicht mehr in die Kirche gegangen.

Vorne am Podium tat sich nun etwas. Ein adretter junger Mann begrüßte die Gottesdienstbesucher, und dann ging es auch schon los. Es wurde gebetet, gesprochen, gesungen, und anscheinend hörten die Leute zu. Aber eines verwirrte Adele: Wo war eigentlich der Pfarrer? Nun kam er immer noch nicht, sondern stattdessen sollten Leute nach vorne gehen, die ein Anliegen nennen mochten, für das entweder gebetet oder gedankt werden sollte. »Ja, wer macht denn so was?«, fragte sie sich und war sogleich bass erstaunt, dass tatsächlich eine Frau ungefähr ihren Alters nach vorne ging und über ihren Enkelsohn erzählte. Er hätte nun endlich einen Ausbildungsplatz, und dafür wolle sie den Geschwistern aus der Gemeinde Dank sagen, die doch schon so lange für ihn gebetet hätten. Am meisten wolle sie aber Jesus Christus dafür danken, der die Gebete erhört hätte. »Nun, das ist ja schön«, dachte Adele Schlegelmeyer. Denn schließlich sah man heutzutage die jungen Leute doch viel zu oft auf der Straße herumlungern. Nur

musste man doch nicht gleich so übertreiben: Die Gebete wurden erhört! Wenn die jungen Leute vorankommen wollten, dann schafften sie das auch. Das war schon zu ihrer Zeit so gewesen, und heute war es nicht anders. Faulenzer hatte es immer schon gegeben. Die alte Dame kehrte zurück auf ihren Platz, und jetzt erhob sich doch tatsächlich Frau Janson. Ach, du liebe Güte! Erst recht, als sie sprach, verschlug es Adele den Atem. »Ach Gott, ach Gott!«, dachte sie, »da hat die Frau wohl doch Krebs«. Sie hatte es richtig verstanden gestern im Hausflur. »Ja, aber was ist das für ein Gott – sie hat doch drei Kinder! Nun, natürlich hoffte Frau Janson, dass sie keinen Krebs hatte, aber man wusste doch, wie so etwas ausging. Die Ärzte sagten einfachen Leuten doch nicht die Wahrheit!« Da war ihre eigene Schwägerin, die das erleben musste. »So schlecht sieht es gar nicht aus«, hatte der Doktor zu ihr gesagt, als sie sich über die zunehmenden Schmerzen beklagte, und nur zwei Monate später war sie tot. Sie soll zerfressen gewesen sein vom Krebs und voller Metastasen. Oder wenn sie an Hubert, Alfons' alten Schulkollegen mit seinen fortwährenden Bauchschmerzen dachte. Ein bisschen mehr Ruhe bräuchte er, dann würde es schon wieder besser werden. Als er gestorben war, erfuhr seine Verwandtschaft, er hätte schon bei diesem Arztbesuch Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium gehabt. »Ach Gott, ach Gott, die arme Frau!« Adele Schlegelmeyer blickte verstohlen zu ihrer Nachbarin hinüber, die sich wieder auf ihren Platz gesetzt hatte. Sie sah, wie sie sich mit einem Taschentuch die Augen tupfte. »Ach, Sie Arme!«, sagte sie. Frau Janson schüttelte den Kopf. Gerade als sie ihr zuflüstern wollte: »Das wird schon wieder!«, erhoben sich alle Kinder von ihren Plätzen und schwärmten zur Tür hinaus. Sie blickte ihnen erstaunt hinterher, und Herr Janson flüsterte ihr zu: »Die Kinder haben nun während der Predigt einen eigenen Kindergottesdienst.« »Ach so.« Adele Schlegelmeyer nickte eifrig und machte sich wieder ihre eigenen Gedanken. Dass der Mann seine Frau nicht tröstete! Niemand tat das. Stattdessen wurde nun wieder gesungen, und anschließend kam wieder ein adretter junger Mann zum Podium und las einen Predigttext. Dann müsste nun ja mal der Pfarrer erscheinen. Doch der junge Mann blieb einfach da vorne stehen und begann zu reden. Etwas sonderbar war das schon. Und wieder blickte Adele Schlegelmeyer umher und betrachtete die Leute, die anscheinend aufmerksam zuhörten. Dabei fiel ihr Blick wieder auf die hübsche junge

Frau von gestern, die doch schräg vor Herrn Janson saß, und wieder machte sie sich so ihre eigenen Gedanken.

Als der Gottesdienst zu Ende war, stellte sie zufrieden fest, dass es sich gelohnt hatte, mitzukommen: Sie hatte so einiges in Erfahrung gebracht! Zwar konnte sie während der Rückfahrt nach Hause keine Fragen mehr stellen, da die Kinder eifrig erzählten und sie nicht zu Wort kommen ließen, doch im Grunde genommen wusste sie nun genug. Sie würde gut aufpassen, wenn diese junge Frau wieder zu den Jansons käme!

Nun waren sie wieder daheim. Herr Janson öffnete ihr die Tür, und als sie alle ins Haus gingen, fragte er: »Hat es Ihnen denn bei uns im Gottesdienst gefallen?« »O ja«, nickte sie. »Es war sehr interessant.« »Wenn Sie wieder mal mitkommen möchten, sagen Sie uns einfach Bescheid. Sie können dann gerne wieder mit uns fahren«, bot Herr Janson an. »Ja, vielen Dank.« Sie wandte sich Frau Janson zu und schaute sie mitleidig und neugierig an. »Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann – ich habe immer ein offenes Ohr für Sie, liebe Frau Janson!« »Ich weiß, liebe Frau Schlegelmeyer«, entgegnete Katrin.

»Ehrlich gesagt hoffe ich, sie kommt nicht noch einmal mit«, murmelte Katrin, nachdem sie sichergestellt hatte, dass die Türen fest zugefallen waren. »Was, Mami?«, fragte Lilly, der die Mutter die Schuhe auszog. »Ach, nichts weiter, meine Süße, schon gut.« Katrin strich ihrer Tochter übers Haar. Achim blickte seine Frau tadelnd an. »Du musst aufpassen, was du vor den Kindern sagst.« »Was hat Mama denn gesagt?«, fragte Florian. »Du hebst erst einmal deine Jacke auf und hängst sie an die Garderobe, bevor du so neugierige Fragen stellst«, sagte Katrin. »Ich habe meine schon aufgehängt!«, rief Lars. »Was sagt Papa, was hast du gesagt?« »Ach, Jungs«, schaltete sich nun der Vater wieder ein. »Ihr müsst nicht immer alles wissen.« »Müssen wir doch!«, beehrte Florian auf. »Ach, Schluss jetzt«, erwiderte die Mutter. »Ich habe etwas gesagt, was sowieso nicht richtig war, etwas, das dem Herrn Jesus nicht gefällt. Das möchte ich euch nicht noch einmal sagen, sondern ich möchte lieber dem Herrn Jesus dafür Entschuldigung sagen.« Alle drei Kinder schauten sie mit großen Augen an, nicht weil sie sich darüber wunderten, dass sie etwas Falsches gesagt hatte, sondern weil sie warteten, dass Katrin nun auch tatsächlich zu beten begann und Jesus um Vergebung bat. Eigentlich war es

Katrin wichtig, dass die Kinder mitbekamen, dass auch sie selbst Vergebung brauchte. Nur war Adele Schlegelmeyer gerade an diesem Sonntag wirklich eine Zumutung gewesen, rechtfertigte Katrin sich in Gedanken immer noch selbst. So lange betete sie nun schon für diese Frau, und dann kam sie gerade an dem Tag mit in den Gottesdienst, wo man sie am wenigsten brauchen konnte! Es wäre interessant gewesen, hatte sie gesagt. Katrin konnte sich schon denken, was interessant gewesen war! Und dann noch ihr Getue und diese neugierig-mitleidigen Blicke! »Wann sagst du denn dem Hajesus Entschuldigung, Mami?«, unterbrach Lilly ihre Gedanken. »Genau!«, rief Achim, der zwar bereits im Schlafzimmer seinen Anzug auszog, doch mit seinen Ohren immer noch bei dem Geschehen an der Garderobe war. Auch die beiden Jungen blickten sie genauso fragend und gespannt an wie Lilly. »Ihr seid welche!«, ergab sich nun Katrin und kniete sich hinunter zu den Kindern. »Aber ihr habt ja recht. Wisst ihr, Mami ist noch ein bisschen bockig. Das seid ihr ja auch manchmal, oder?« Alle drei grinsten ertappt und gleichzeitig verständnisvoll. Katrin faltete die Hände und ließ ihre Kinder hören, was sie betete. »Lieber Herr Jesus, bitte vergib mir, dass ich etwas Böses gesagt habe und dass ich jetzt auch noch bockig bin. Es tut mir leid. Hilf mir auch, dass ich wieder lieb bin. Dankeschön, lieber Herr Jesus.« Als Katrin so betete und zum besseren Verständnis ihrer zuhörenden Kinder bewusst einfach formulierte, fiel ihr erst auf, wie egoistisch und kindisch sie gedacht hatte. Anstatt daran zu denken, dass Adele Schlegelmeyer sie nervte und wohl auch mit dem Wissen um ihr Gebetsanliegen weiterhin nerven würde, müsste sie sich doch darüber freuen, dass Gott ihre Gebete erhört hatte: Frau Schlegelmeyer war endlich mit in den Gottesdienst gekommen. Hoffentlich hatte sie auch der Predigt ein bisschen zugehört und nicht nur neugierig umhergeschaut!

»Jetzt ist es wieder gut, Mama, nicht wahr?«, sagte Florian. Katrin nickte. »Ja, jetzt ist es wieder gut. Der Herr Jesus vergibt gerne.« Nun waren die Kinder zufrieden. Die beiden Großen gingen wie selbstverständlich zum Händewaschen ins Bad, und Lars sagte, eben wie ein großer Bruder: »Komm, Lilly, Händewaschen, ich helf dir auch!« Katrin staunte über ihre lieben Kinder. Sie ging gleich in die Küche, um das Mittagessen fertig zu machen, denn sie wurde ja nicht weiter gebraucht. Achim kam und fragte: »Kann ich dir was helfen?« Das war sonst gar nicht seine Art. Meistens spielte er in der Zeit bis zum Mittagessen auch mit den Kindern,

doch sie waren heute einmal sich selbst genug. Man kannte sie gar nicht wieder. »Möchtest du gern was helfen?«, fragte Katrin zurück. Als ihr Mann die Augenbrauen hob, um zum Ausdruck zu bringen, dass er sonst ja nicht gefragt hätte, sagte sie: »Von mir aus kannst du die Tomaten schneiden.« Sie gab ihm Schneidebrett und Messer, und Achim setzte sich damit an den Küchentisch und begann die Tomaten zu zerschneiden.

»Ich denke, es war gut, dass du von der Biopsie erzählt hast«, sagte er. »Nicht so«, meinte Katrin und nahm ihrem Mann das Messer aus der Hand. »Für den Salat ist es besser, wenn du die Tomaten so schneidest.« Sie machte es ihm vor. »Ist das nicht egal?«, fragte Achim und nahm wiederum Katrin das Messer aus der Hand. »Von mir aus ist es auch egal«, erwiderte Katrin gereizt und widmete sich wieder den Töpfen auf dem Herd. »Und bist du jetzt zuversichtlicher geworden?«, knüpfte Achim an den Gesprächsanfang an. »Jetzt kommt er mir auch noch so«, dachte Katrin. Nach dem Gottesdienst war manch einer auf sie zugekommen, sicherlich in der guten Absicht, ihr Mut zuzusprechen, und hatte sinngemäß gemeint: »Du brauchst vor nichts Angst zu haben, denn Jesus ist doch bei dir, Katrin!« Hätte man nicht einfach sagen können: »Ich bete für dich?« Jetzt fühlte sie sich wieder unter Druck, zuversichtlich sein zu müssen. »Warum darf ich nicht ungewiss sein über den Ausgang? Auch in der Gemeinde kamen so viele zu mir mit dem Spruch: ›Jesus macht doch alles gut für uns! Du kannst ganz ruhig sein.‹ – Ich bin es aber nicht. Ist das schlimm? Und wenn ich es irgendwann bin, dann wirkt das Jesus in mir! Ich will keine Show abziehen!« Katrin hatte heftiger gesprochen, als sie gewollt hatte, und bemerkte nun, wie verdutzt Achim über diesen Ausbruch war. »Natürlich ist es so, dass Jesus dich getrost macht«, sagte Achim. »Und du sollst natürlich keine Show abziehen, denn nur, wenn wir ehrlich sind, kann Jesus uns auch verändern.« Katrin zuckte die Achseln. »Und du? Bist du dir weiterhin sicher, dass der Knoten gutartig ist?« Achim überlegte eine Weile, und dann antwortete er: »Ich gehe zunächst einmal davon aus.« »Wie machst du das?«, fragte Katrin. »Ich verstehe das nicht.« Sie rührte die Soße um, kostete noch einmal und meinte: »Wir können gleich essen.« Dann schob sie die Tomatenstücke vom Brettchen in die Salatschüssel und mischte sie unter die grünen Salatblätter. Achim legte das Messer auf die Spüle und sagte: »Ich denke mal, es ist auch eine Form von Vertrauen.« Katrin

dachte: »Oder eine Form von Verdrängen.« »Und? Können wir jetzt essen?«, fragte Achim, denn bei ihm meldete sich schon der Hunger. »Das war typisch«, dachte Katrin. Aber sie gab sich einen Ruck und sagte leise: »Lieber würde ich mal mit dir beten wegen dem ganzen Kram.« »Jetzt?«, fragte Achim. »Ja. Warum nicht? Die Kinder spielen noch, und wer weiß, ob wir heute sonst noch mal einen gemeinsamen ruhigen Moment finden.« Es hatte Achim noch nie gefallen, außerhalb der Reihe mit ihr gemeinsam zu beten. Aber sie brauchte genau jetzt das gemeinsame Gebet. Sie fühlte sich wie ein schwankender Halm im Wind. Und das Gebet war doch schließlich die Schaltung zur Kraftquelle, zu Jesus! Er nur konnte sie stark machen, damit der Wind sie nicht umblies. Davon hatten sie doch im Grunde genommen auch gerade gesprochen! »Wir können doch gleich beim Essen ...«, begann Achim, wie Katrin schon erwartet hatte. Pragmatisch war er, ein Mann eben! Doch Achim fing Katrins Blick auf. »Okay, beten wir jetzt. Macht ja nichts, ob jetzt oder gleich.« Er setzte sich zurück an den Küchentisch und rückte auch Katrin einen Stuhl zurecht. Sie schaute ihn ungläubig an. Wie kam jetzt das? Sie setzte sich, und endlich fühlte sie sich nicht mehr allein gelassen.

Nach dem »Amen« schmiegte sich Katrin an ihren Mann und küsste ihn. Ihr gemeinsamer Glaube an Jesus Christus brachte sie doch immer wieder zusammen. Achim spürte Katrins Wärme, und das Verlangen nach seiner Frau stieg in ihm hoch. Er begann sie zärtlich zu streicheln, doch Katrin wand sich aus seiner Umarmung und sagte: »Wir müssen essen. Die Kinder werden gleich kommen und Hunger anmelden. Vielleicht haben wir ja mal heute Abend Zeit für uns.« Da kamen auch schon die Zwillinge in die Küche. »Mama, wann gibt's Essen?« Und Lilly, hintendrein gestiefelt, fragte im gleichen Tonfall ihrer Brüder: »Mami, wann gibt's Essen?« Achim sah sich nun nur noch in der Lage, ein ebenso leidendes Gesicht aufzusetzen und seinen Appetit umzulenken. Also fragte er genauso gedehnt wie die Kinder: »Mami, wann gibt's Essen?« Katrin band ihre Schürze ab und warf sie lachend auf Achim, natürlich sehr zum Vergnügen der Kinder. »Vorsicht, Papa!«, rief Lars juchzend. »Heh!«, machte der Vater und fischte sich die Schürze vom Kopf. »Ich glaube, wir müssen Mama den Popo verhauen, wenn sie so 'nen Quatsch macht.« »Ja!«, rief Florian und versuchte die Mutter zu fangen, die sich wand und schließlich Florian schnappte. »Jetzt gibt's bei dir Schinkenklop-

fen«, sagte sie. »Komm!«, rief Lars seiner Schwester zu. »Wir müssen Flori helfen.« »Ja, Flori helfen!«, rief Lilly. »Jawoll!«, rief Achim und lehnte sich grinsend auf seinem Stuhl zurück.

Maria blätterte die Zeitung durch und blieb mit ihren Augen bei einem interessanten Inserat haften. Drei Zimmer, Küche, Bad, WC mit Gartenbenutzung und Kellerraum für nur 350 Euro Warmmiete in der Zedernstraße. Vielleicht war das ein Fingerzeig Gottes, Nägel mit Köpfen zu machen und endlich die Wohnungssuche in Angriff zu nehmen. Nach kurzem Zögern nahm sie Stift und Papier zur Hand und überlegte, wie sie am besten auf diese Chiffre-Anzeige reagieren konnte. Sie begann ein Anschreiben zu verfassen und pries sich darin als ruhige, kinderlose, nicht rauchende, freundliche Mieterin mit gesichertem Einkommen an. »Eigentlich konnte es für einen Vermieter doch nichts Besseres geben«, dachte sie. Wo lag eigentlich die Zedernstraße? Sie überlegte. Achim und Katrin wohnten in der Thujastraße. Es könnte doch sein, dass es in dieser Ecke der Stadt lauter Straßennamen mit Nadelbäumen gab. Das wäre natürlich toll, wenn sie so nah bei Katrin und Achim wohnen könnte! Maria beschloss kurzerhand, ihr Rad zu nehmen und das Wohngebiet bei Jansons abzufahren. Dann könnte sie, wenn sie ohnehin in der Nähe war, noch bei ihnen vorbeischaun. Sie konnte ja sagen, weshalb sie in der Gegend herumradelte und dass es sich anbot, bei ihnen auch noch einmal zu klingeln. Außerdem könnte sie so Katrin alles Gute für morgen wünschen, denn sie hatte sie nach dem Gottesdienst nicht mehr gesehen. Wenn Katrin nun tatsächlich Krebs hätte! Das wäre ja schon schrecklich. Sie hatte von ein paar Frauen gehört, die an Brustkrebs gestorben waren. Ihre Mutter hatte erst kürzlich von einer Frau aus ihrem Töpferkurs erzählt, die nach abgeschlossener Chemotherapie noch zwei Jahre gelebt und nun aber den Kampf gegen den Krebs verloren hätte. Am Donnerstag sollte ihre Beerdigung sein. Nun, man musste erst einmal abwarten, was mit Katrin war. Und wenn es auch Brustkrebs wäre – ihres Wissens war er im Anfangsstadium sogar heilbar. Maria faltete das Blatt und steckte es in ein Kuvert. »Den Umschlag kann ich ja auf dem Weg bei dem Verlag einwerfen«, dachte sie. Dann faltete sie die Hände, um Gott um Leitung bei der Wohnungssuche, aber auch für Katrin zu bitten. Sie dachte an die armen Kinder. Für die wäre es am schlimmsten. Aber Maria würde ihnen helfen, so gut es

ging, und sie würde natürlich auch Achim unterstützen. Sie könnte ihm den Haushalt führen ... Maria nahm ihre Windjacke aus dem Schrank, lief schnell die Treppe hinunter und rief Richtung Wohnzimmer, wo sie die Mutter vermutete: »Tschüss, ich bin mit dem Rad unterwegs!«

Maria trat kräftig in die Pedalen. Schnell hatte sie den Damm erreicht, der immer den Fluss entlang bis fast zum Wohngebiet der Jansons führte. Der Anblick des fließenden Gewässers übte eine unwahrscheinlich beruhigende Wirkung auf sie aus. Weiter vorn in der Biegung des Flusses fiel ihr ein Schwanenpaar auf. Ob sie schon Kleine hatten? Sie radelte noch näher am Rand des ohnehin schmalen Dammwegs, um das Ufer besser überblicken zu können. Tatsächlich! Zwei kleine schmutzig graue Schwanenkinder paddelten am Rand des Ufers genau in der Spur der Eltern. Wie niedlich! Jetzt war sie genau oberhalb der kleinen Familie, und die Eltern machten bereits Drohgebärden in ihre Richtung, bereit, ihren Nachwuchs um jeden Preis zu schützen. »Ich tu euren Kleinen doch nichts!«, rief Maria. Da passierte es! Eine Stimme rief: »Hey, aufpassen, die beißen notfalls!« Maria blickte schräg nach vorn zur Waldseite. Auf einer Bank saß Rainer, der Postbote! Na, so ein Zufall! Er winkte ihr zu. In dem Moment kam ihr Hinterreifen aus der Spur, und das Vorderrad rutschte zur Seite weg. Maria stürzte und rollte ein Stück die Uferböschung hinunter. »Aua! So ein Mist!«, stieß sie hervor, als sie mit dem Ellenbogen gegen einen aus der Erde ragenden Stein stieß und so zum Liegen kam. Dann sah sie voller Schrecken, wie einer der Schwäne mit weit ausgebreiteten Flügeln fauchend auf sie zulief. »Herr Jesus«, schrie sie innerlich, »helf mir!« Sie wollte sich aufstützen, doch da sackte ihr verletzter Arm zusammen. Nun versuchte sie sich mit den Füßen zumindest ein kleines Stück die Böschung hinaufzuschieben, denn der Schwan hatte fast ihre Füße erreicht. Plötzlich spürte sie zwei Hände unter ihren Armen, und ihr Oberkörper wurde angehoben. »Los, stütz dich mit den Füßen noch mal ab! Kräftig!«, tönte Rainers Stimme direkt an ihrem Ohr. Maria nahm noch einmal alle Kraft zusammen, und mit einem Ruck kam sie einen guten Meter weiter oben erneut zum Liegen. »Mach doch was!«, schrie sie panisch, als der Schwan in ihre Schuhe biss. Rainer fasste sie erneut und zog sie mit einem Ruck den letzten Meter wieder zurück auf den Dammweg. Der Schwan blieb fau-

chend und Flügel schlagend stehen, noch unentschlossen, ob die Bedrohung für seine Jungen vorüber war und ob er sich dementsprechend zurückziehen konnte. »Verjag ihn doch!« Marias Stimme überschlug sich noch immer. »Dann greift er wieder an. Jetzt sei still und beruhig dich!«, zischte Rainer. Der Schwan fauchte wiederum und streckte seinen langen Hals vor. Dann hob er den Kopf, drehte sich langsam, um einen Blick auf seine Kleinen zu werfen, und watschelte schließlich die Böschung hinunter zurück zum Ufer.

Rainer schien nicht weniger erleichtert zu sein als Maria. »Oh Mann!«, sagte er. »Ich dachte schon, morgen könnte man über uns in der Zeitung lesen: ›Junges Paar von Schwan totgebissen‹.« Jetzt erst bemerkte Maria, dass sie in Rainers Schoß lag und er sie immer noch festhielt. Als sie sich erschöpft aufzurappeln versuchte, machte sich neben schmerzenden Stellen an Oberschenkel und Po wieder der gestoßene Ellenbogen bemerkbar. Wieder gab der Arm nach, doch sie setzte sich auf, indem sie sich nur mit der anderen Hand abstützte. Dann versuchte sie aufzustehen. »Wegen mir können wir auch noch ein Weilchen so sitzen bleiben«, meinte Rainer und zog sie wieder an sich. »Ich möchte aber gerne aufstehen«, entgegnete Maria mit harter Stimme und stemmte erneut mit einer Hand den Oberkörper nach vorn. »Okay, okay«, sagte Rainer, rutschte von ihr weg und half ihr auf, nachdem er selbst wieder mit beiden Beinen Bodenhaftung hatte. Maria stand nun Rainer gegenüber und schaute ihm direkt in die Augen. Sie wandte sich um zu den Schwänen. »Ich wusste, dass sie aggressiv sein können, wenn sie Junge haben, aber mit so etwas habe ich nicht gerechnet.« Sie hob ihr Rad auf und schob es zur Bank. Trotz alledem schien sie mit ein paar Prellungen davongekommen zu sein, auch der Ellenbogen machte Beugungen mit und war wohl doch, von den Schmerzen abgesehen, intakt. »Zeig mal dein Rad!«, sagte Rainer und nahm ihr im gleichen Augenblick den Lenker aus der Hand. »Die Räder haben 'ne Delle, aber sonst scheint's zu gehen. Es eiert halt. Ich beule sie dir wieder aus, das kriege ich schon hin.« Rainer stellte das Rad ab und setzte sich auf die Bank. Maria nahm neben ihm Platz. »Wenn du mich nicht gerufen hättest, wäre das wahrscheinlich nicht passiert«, konnte sie sich nicht verkneifen. »Kann sein, kann aber auch nicht sein. Ich wollte dich nur warnen, weil du sehr dicht an der Böschung gefahren bist. Ich hab ja nicht damit gerechnet, dass du dann erst recht hinfliegst«, rechtfertigte sich Rainer. »Aber es tut mir leid, okay?« »Ja, ist ja in

Ordnung. Du hast mir dann ja wenigstens geholfen«, antwortete Maria. Allmählich erholte sie sich von ihrem Schreck. Eigentlich wäre es richtig romantisch, wenn sie sich nun in ihren »Lebensretter« verlieben würde, doch es war halt nur Rainer. Vom Glauben wollte er nichts wissen, und überdurchschnittlich hübsch war er mit seinen grünen Froschaugen und dem bereits schütterten braunen Haar auch nicht. Aber was wäre eigentlich, wenn er ihr rein äußerlich gefallen würde? Würde sie sich auch dann nicht auf ihn einlassen, weil er eben nicht an Jesus glaubte? Sie beantwortete sich diese Frage nicht, denn Rainer fragte nun: »Sagst du vielleicht auch mal ›Danke?‹« »Wieso?«, erwiderte sie spontan und meinte dann: »Das wäre allerhand gewesen, wenn du dafür sorgst, dass ich vom Rad fliege und mich dann noch von den Schwänen totbeißen lässt.« »Weißt du was?«, entgegnete Rainer und erhob sich. »Du hast irgendwie was Zickiges an dir.« »Na, dann sind dir ja endlich die Augen aufgegangen!« Maria erhob sich ebenfalls, nahm ihr Rad und sagte schlicht »Tschüss!«, um dann eiernd und mit schmerzenden Gliedern zurück nach Hause zu fahren. Für heute reichte es.

Als sie wieder zu Hause war, schaffte sie es, von der Mutter unbemerkt nach oben ins Bad zu gelangen. Nachdem sie sich gewaschen und umgezogen hatte sowie sichergestellt hatte, dass es sich bei ihren Verletzungen nur um kleine Abschürfungen und Prellungen handelte, überlegte sie, ob sie nun einfach mit dem Auto in die Thujastraße fahren sollte, um zu schauen, ob sich in der Nähe der Jansons auch die Zedernstraße finden ließe. Allerdings könnte sie auch einfach auf einem Stadtplan nachsehen. Es musste doch wohl einer hier im Haus aufzutreiben sein! In den Gelben Seiten, natürlich! Warum ihr das nicht vor ihrer Spritztour eingefallen war? Jetzt war es auch ohnehin zu spät, um noch bei Jansons zu klingeln. Wahrscheinlich saßen sie schon längst beim Abendessen. Und dann würden sich Jansons vielleicht auch gestört fühlen – wie die Schwanenfamilie ... Maria konnte nicht verstehen, weshalb Gott den Sturz und dann auch noch den Angriff des Schwans zugelassen hatte. Sie hatte geglaubt, es wäre richtig, ihre Wohnungssuche in Angriff zu nehmen. Nun, sie würde dennoch ihre Antwort auf die Anzeige morgen auf dem Weg zur Arbeit direkt beim Verlag in den Kasten werfen. Das würde wohl noch rechtzeitig sein. Maria schlug einen Stadtplan auf. Wie vermutet befand sich die Zedernstraße im Wohngebiet der Jansons; es war sogar eine Parallelstraße. Wenn das klappen würde ...

»Die Kinder schlafen tief und fest!«, flüsterte Achim seiner Frau ins Ohr, die mit zurückgelehntem Kopf im Sessel saß und entspannt Musik hörte. Er beugte sich über die Sessellehne und küsste sie auf den Mund. Katrin fasste mit ihren Händen nach seinem Haar und erwiderte den Kuss. Achim strich seiner Frau über die Wangen, den Hals, die Schultern, er berührte ihre Brüste. Da fasste Katrin nach seinen Händen und hielt sie angespannt fest. Achim kam um den Sessel herum, hockte sich vor sie und fragte: »Was ist los?« Katrin atmete tief durch. »Ich kann irgendwie nicht. Sobald du mich an der Brust berührst, denke ich wieder daran, dass da ein Knoten drin ist. Das spürst du bestimmt auch. Ist das nicht irgendwie abstoßend? Oder stell dir mal vor, die Brust muss abgenommen werden ...« Sie zog die Beine an und umklammerte sie mit ihren Armen. Achim ließ sich auf den Teppich plumpsen und blieb so sitzen. Sie machte sich also immer noch verrückt! »Ich hatte gedacht, du wärst mittlerweile ruhiger geworden«, sagte er. »Du musst versuchen, diese Gedanken beiseite zu schieben. Das führt doch zu nichts. Morgen erfährst du das Ergebnis, und dann siehst du, dass du dich umsonst verrückt gemacht hast!« Katrin machte sich nicht verrückt! Sie wollte mit ihrem Mann ihre Ängste teilen, wollte sie dadurch bewältigen. Aber das konnte er natürlich nicht verstehen, weil er immer alles mit sich selbst ausmachte! Nun fühlte sie sich doch wieder unverstanden und allein gelassen. Sie hatte sich vorgemacht, er würde sie endlich verstehen. Doch »die Kreuzwege des Lebens geht man immer allein«, kam ihr der Liedvers eines Liedermachers in den Sinn. Anscheinend war das wirklich so. Nicht einmal ihr Mann schien sie begleiten zu wollen – oder vielleicht auch nicht begleiten zu können. »Gut. Warten wir ab, was morgen ist«, entgegnete Katrin nur noch, stand auf und ging ins Bad.

Achim musste ins Bett gefallen und eingeschlafen sein, denn nach einem kurzen »Gute Nacht, mein Schatz!« hörte sie fast unmittelbar darauf, wie er regelmäßig und tief atmete. Das gab's doch nicht! Das Gefühl, von ihm allein und im Stich gelassen zu sein, breitete sich noch weiter in ihr aus. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht. Nicht einmal der eigene Mann hatte in dieser Situation Verständnis für sie, steigerte sie sich in ihr Leid hinein. Sie schluchzte; ihr Mann schlief ohnehin, da brauchte sie sich nicht zu schämen. »Die Kreuzwege des Lebens geht man immer allein«,

rief sie sich noch einmal den Liedvers ins Gedächtnis und weinte noch mehr. Irgendwann kamen keine Tränen mehr. Da entstand plötzlich ein Bild vor ihrem inneren Auge. Sie sah sich mit ihrem Seelsorger zusammensitzen und erinnerte sich nun daran, wie sie sich bei ihm über Achims mangelhaftes Feingefühl beklagte. Die Antwort darauf war gewesen: »Vielleicht würdest du dich zu sehr an deinen Mann klammern anstatt an Jesus.« Diese Antwort war ihr damals blödsinnig und auch wenig verständnisvoll erschienen. Aber ein bisschen von ihrer wahren Bedeutung ging Katrin nun auf. Wäre das jetzt so? »Würde ich tatsächlich allen Trost ausschließlich bei Achim suchen, wenn er mich besser verstehen würde?«, fragte sie sich. Aber sie sehnte sich so danach, dass er sie verstand und tröstete! Sollte ihr einfach reichen, dass Jesus Christus ihr zuhörte, sie verstand und tröstete? Ihre Augen füllten sich nun schon wieder mit Tränen. Mit den Fingerspitzen strich Katrin sie aber fort und tastete nach einem Päckchen mit Taschentüchern, das sich irgendwo auf ihrem Nachttisch befinden musste. Da war es! Sie schnäuzte sich leise unter der Bettdecke. Wie erschöpft sie war! Aber schließlich überwand sie sich dazu, allein in der Dunkelheit zu beten. All das, was sie eigentlich mit Achim teilen wollte, redete sie sich nun von der Seele, als säße Jesus neben ihr auf der Bettkante: Sie wollte nicht leiden müssen. Sie wollte nicht ihre Kinder allein lassen müssen, nicht einmal für einen kurzen Krankenhaus-Aufenthalt. Wie sollte sie das auch aushalten? Sie war bislang noch nie von ihnen getrennt gewesen, jedenfalls nicht länger als ein paar Stunden. Alle ihre Ängste, alle ihre Befürchtungen bis in die Einzelheiten nannte sie Jesus. Und währenddessen wurde ihr immer mehr bewusst, wie gut es war, dass sie gerade Jesus alles ganz vertrauensvoll erzählte. Sie überforderte Achim vielleicht sogar, wenn sie verlangte, er müsse sie verstehen! Schließlich hatte er eine ganz andere Art, Probleme anzugehen und zu bewältigen. Sie bat nun noch einmal Jesus darum, ihr morgen zu helfen, das Ergebnis der Biopsie, wie auch immer es ausfiel, annehmen zu können. Als sie mit dem Gebet geendet hatte, kehrte erst einmal das Vertrauen in Gottes gute Wege wieder bei ihr ein, wenn auch eine gewisse körperliche Aufregung bestehen blieb. Doch dieser Zustand war zumindest auszuhalten. Auch Achims Schlafgeräusche störten sie nicht mehr, und sie dachte: »Die Kreuzwege des Lebens geht man als Christ eben doch nicht allein.«

5. Kapitel

Das Telefon klingelte. Katrin wischte gerade den Boden im Bad. Ihr Puls wurde schneller, als sie den Lappen in den Eimer warf, dann aber sehr bedacht zum Telefon ging. »Janson«, meldete sie sich. »Gynäkologische Praxis Dr. Plessmann, Schött«, meldete sich eine freundliche Frauenstimme. »Guten Tag«, antwortete Katrin, und ihre Stimme war belegt. »Ich verbinde Sie mit Doktor Plessmann, bleiben Sie bitte am Apparat!«

Katrin räusperte sich und wartete. Sie wartete und bewegte sich nicht. Sie stand mit ihrem mobilen Telefon dort an die Wand gelehnt, wo sie den Apparat aufgenommen hatte: an der Garderobe. Sie betrachtete die Hausschuhe der Kinder, die kreuz und quer standen, anstatt ordentlich auf der Schuh-Matte, wo sie sein sollten. Die Winterjacken hingen ja immer noch da! Katrin musste sie endlich einmal wegräumen. Auch ihre eigenen Schuhe standen ja noch immer da, wie sie sie gestern in Eile ausgezogen hatte oder als würden sie geradezu auf einen erneuten Aufbruch warten.

»Frau Janson? – Doktor Plessmann am Apparat ...« Katrin brauchte den Gruß nicht zu erwidern, nur zuzuhören brauchte sie. »Tatsächlich?«, fragte sie einmal dazwischen. Dabei hatte sie es ohnehin gewusst. Merkwürdigerweise kam der Anflug eines Gefühls von Triumph über Achim auf. »Wie fürchterlich!«, dachte Katrin und war nun noch erschüttert darüber, wie pervers sie in dieser Situation empfinden konnte. »Wenn Sie die Einweisung abholen, erinnern Sie die Damen an der Anmeldung daran, dass ich Sie noch kurz sprechen möchte, ja, Frau Janson?« »Ja«, antwortete Katrin. »Gut. Auf Wiederhören, Frau Janson.« »Auf Wiederhören.« Katrin drückte das Gespräch weg und legte das Telefon ordentlich zurück an seinen Platz. Dann stellte sie die Hausschuhe der Kinder Paar für Paar auf die Schuh-Matte, nahm anschließend ihre Winterjacken, faltete sie zusammen und legte sie so in den großen Wäschekorb im Bad. Danach schlüpfte sie in ihre Schuhe, zog sich ihre Jacke über, steckte Haustürschlüssel und Handy ein und öffnete schließlich ganz leise die Wohnungstür. Nachdem sie nahezu geräuschlos ins Treppenhaus getreten war, schloss sie die Tür wieder genauso leise und vorsichtig. Jetzt nur nicht Adele Schlegelmeyer begegnen! Im selben Moment hörte sie Schritte die Treppe hinunterkommen. »Nein!«, dachte Katrin. Sie

überlegte einen kurzen Moment, ob sie zurück in die Wohnung gehen sollte. Da sagte man zu ihr: »Morgen!« Und schon war der neue Freund der Frau aus der Wohnung über ihnen die letzten drei Stufen zur Haustür an ihr vorbeigehuscht. »Nun aber auch schnell raus!«, dachte Katrin, denn spätestens jetzt musste die gute Frau Schlegelmeyer mitbekommen haben, dass sich im Treppenhaus etwas tat. Katrin lief flugs die Kellertreppe hinunter, und wenig später saß sie auf ihrem Rad unterwegs in Richtung Fluss.

Sie trat immer fester in die Pedalen. Oberschenkel und Waden ihrer Beine strafften und entspannten sich, links, rechts, links, rechts, sie atmete regelmäßig. Da vorne kam gleich die Einmündung zum Dammweg. Sie musste abbremsen, sonst würde sie in der Kurve auf dem Kies ins Schlittern geraten. Sie hatte ohnehin eine Fliege ins Auge bekommen. Wann hatte sie das zum letzten Mal gemacht – war einfach so alleine Rad gefahren? Katrin musste anhalten, denn sie konnte wegen der Fliege im Auge nicht mehr richtig sehen. Einfach so war es heute allerdings auch nicht, dachte sie dann, als sie sich das Auge rieb. Als sie es endlich geschafft hatte, den Fremdkörper zu entfernen, schob sie ihr Rad weiter den Dammweg entlang. Bei der nächsten Bank hielt sie an und setzte sich, sie schwitzte leicht. Sie schaute hinunter auf den Fluss. Seicht bewegte sich das Wasser innerhalb der natürlichen Strömung. Da glitt ja auch ein Schwanenpaar auf dem Wasser dahin, sogar mit Jungen! Die drei waren noch so schmutzig grau; unvorstellbar, dass sie auch einmal so majestätisch wie ihre Eltern aussehen würden! Katrin verharrte still auf der Bank, um die Familie nicht zu stören. »Wie bei uns«, fiel ihr auf. Die ruhigen monotonen Bahnen, tagaus, tagein! Die Elterntiere hinterließen eine Schneise, in der ihnen die Jungen folgten. »Nun sind unsere Bahnen aufgewühlt«, dachte sie. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, der Hals schnürte sich ihr zu. Wie hatte sie besonders in letzter Zeit die Nase so voll gehabt von all dem eintönigen Regelmäßigen und Alltäglichen. Jeden Morgen schmissen einen die Kinder so früh aus dem Bett, und sofort musste man voll da sein und funktionieren. Dann immer wieder die gleichen Arbeiten: putzen, kochen, waschen, bügeln, und nie nahm es ein Ende, und niemand dankte es ihr. Jeden Sonntag zum Gottesdienst, jeden Dienstag in die Bibelstunde, mittwochs der Kinder-Treff. Sie empfand das alles nur noch als monoton und anstrengend. Aber jetzt? Jetzt hatte sie Krebs, und alles geriet aus der Bahn. Nun musste sie sich fragen, wie es wer-

den sollte, wenn sie alle ihre Arbeiten und Aufgaben nicht mehr verrichten konnte. Wie würden sie zu Hause ohne sie zurechtkommen? Achim konnte doch für die Kinder nicht so sorgen wie sie. Er war ja ihr Vater. Ihre Mütterlichkeit würde den Kindern sicherlich fehlen! Und wie würde es sein, wenn sie nicht mehr in die Gemeinde gehen, den Predigten zuhören, mit Glaubensgeschwistern zusammen sein konnte? Nun, da ihr all das genommen werden sollte, begann sie zu begreifen, dass die Regelmäßigkeit und Alltäglichkeit ihres Lebens mit Achim, ihr gemeinsamer Glaube, ihre Kinder und ihre Gemeinde ein Geschenk Gottes waren. Und genau genommen war es ihnen doch auch immer gut gegangen! Die Kinder waren im Großen und Ganzen gesund, Achim und sie liebten sich, auch wenn es immer wieder mal Schwierigkeiten in ihrer Ehe gab, sie waren materiell bislang gut versorgt gewesen. Hatte sie sich je gefragt, warum es ihnen eigentlich so gut ging? Warum es ihr im Grunde so gut ging? Sie hatte allen Grund gehabt, glücklich und zutiefst dankbar zu sein! Und stattdessen war sie so oft unzufrieden und genervt! Je weiter sie nachdachte, umso beschämter wurde sie nun. Sie war beschämt, wie nur einer sein kann, der etwas begriffen hat von der großen und unverdienten Gnade Gottes.

Katrin kramte in ihrer Jacke nach einem Taschentuch und wischte sich damit über die Augen. Dann faltete sie die Hände und betete aus vollem Herzen: »Lieber Herr Jesus Christus, ich begreife jetzt erst, wie gut du mir's hast gehen lassen. Und ich war so undankbar! Dabei ist doch jeder Tag ein Geschenk. Alles Wohlergehen ist Gnade und zwar absolut unverdient. Ich habe es allemal nicht verdient. Aber ich danke dir für alles, was ich bislang haben durfte, die Kinder und Achim und die Gemeinde und dass du mich trotzdem lieb hast. Danke Herr Jesus!«

In dem Moment klingelte ihr Handy, das sie wohlweislich wegen Achim eingesteckt hatte. Sie schaute aufs Display und erkannte seine Nummer von der Arbeit. Zögernd nahm sie den Anruf an. »Ich habe ein paar Mal versucht, dich zu Hause zu erreichen. Wo bist du denn?« Achims Stimme klang aufgeregt. Wie würde er nun mit ihrer Nachricht umgehen? »Ich bin mit dem Fahrrad unterwegs«, antwortete Katrin zunächst. »Hat Doktor Plessmann angerufen?«, fragte Achim weiter. »Der Tumor ist bösartig«, erwiderte Katrin kurz und direkt. Die Leitung wirkte plötzlich wie tot. »Bist du noch da, Achim?«, fragte Katrin. »Ja«, gab er zur Antwort, und wieder war es still. »Ich fahre gleich heim und koche das Mit-

tagessen«, meinte Katrin deshalb. »Ja«, sagte Achim, »ich komme zum Essen nach Hause.« »Ja, okay«, erwiderte Katrin überrascht. »Tschüss?«, fragte sie. »Tschüss ... Ich bete für dich«, antwortete Achim. »Ja«, wusste auch Katrin nichts mehr zu sagen, legte das Handy neben sich und schaute wieder auf die Schwäne.

Seine Kontrollgänge in der Firma unterließ er heute. Es war unter normalen Umständen ja schon schwierig genug, die Rolle des Antreibers übernehmen zu müssen! Er saß an seinem Schreibtisch, hatte den Computer angeschaltet, aber nahm nur Flimmern vor seinen Augen wahr. Wie gut, dass die für vierzehn Uhr geplante Besprechung ausfiel! So hatte ihm sein Chef tatsächlich kurzfristig für den Nachmittag Urlaub gewährt. Hoffentlich kam seine Frau jetzt mit dieser schlechten Nachricht zurecht! Ihn hatte sie umgehauen. Er hatte es einfach nicht in Betracht ziehen wollen, dass sie einen bösartigen Tumor haben könnte. Warum eigentlich nicht? Er war doch kein Schwärmer! Es war doch klar, dass den Menschen, die an Jesus glaubten, nicht verheißen war, vor Leid verschont zu werden! Aber es war etwas anderes, wenn es um die eigene Familie ging, wenn es gar seine eigene Frau traf! »Wozu sollte das gut sein«, fragte sich Achim. »Wozu?!« Die Kinder brauchten doch ihre Mutter! In der Gemeinde erfüllte Katrin wichtige Aufgaben. Und ... er brauchte sie doch auch! »Herr Jesus, lass es wenigstens eine heilbare Krebsart sein! Tröste jetzt wenigstens Katrin!« Das war das Einzige, was Achim beten konnte. Er verschränkte die Arme auf dem Tisch und vergrub sein Gesicht darin. Und dann passierte es, dass er weinte. Das hatte er schon lange nicht mehr getan.

Wie dieser Vormittag schließlich noch vorüberging – er wusste es nicht. Irgendwie wurde es Mittag, und er konnte heimfahren.

Die Kinder rasten auf ihn zu wie sonst, wenn er abends nach Hause kam. Sie waren zwar überrascht, dass er an diesem Tag schon mittags den Schlüssel ins Schloss steckte, doch für sie war das nur Grund zur Freude. Und wie sonst stand Katrin am Herd, als er, mit den Kindern an seinen Beinen klebend, zu ihr in die Küche kam. Achim wollte etwas sagen, doch er wusste nicht, was. Er wollte seine Frau in den Arm nehmen, doch die Kinder hingen ja an ihm. So sagte er nur: »Hallo.« »Hallo«, antwortete Katrin. »Ihr könnt gleich hierbleiben, wir essen jetzt.« Die Kinder lösten

sich von ihrem Papa, und Achim trat neben Katrin und legte seine Arme um sie. Er spürte, wie sie tief durchatmete, und er selbst hielt mühsam seine Tränen zurück. Als er seine Umarmung lockerte, vermied er es, ihr in die Augen zu sehen. »Hunger! Hunger!«, riefen die Jungs, und Lilly haute mit dem Löffel auf die Tischplatte ihres Kinderstühlchens. »Jungs, Ruhe!«, rief Achim und setzte sich mit an den Tisch. Dann nahm er seiner Tochter den Löffel ab. Katrin stellte das Essen hin, und sie konnten anfangen.

Nach dem Gebet fragte Achim: »Wo war eigentlich Lilly, als du im Park warst?« »Ach, das passte alles wie die Faust aufs Auge«, meinte Katrin. Die Jungs lachten und wiederholten: »Die Faust aufs Auge!« »Dsch!«, machte Florian und tat, als würde er Lars mit der Faust aufs Auge schlagen. »Heh!«, rief der Angegriffene. Lilly schaute ihren Brüdern aufmerksam zu und rief dann auch: »Faust auf Auge. – Ds!« Katrin erzählte weiter: »Nach dem Frühstück rief mich Miriam an und fragte, ob ich, wenn ich die Jungs im Kindergarten abgeliefert hätte, nicht Lilly zu ihrer Kleinen zum Spielen bringen möchte. Das habe ich dann auch gemacht. Doktor Plessmanns Anruf kam so um zehn. Es war gut, dass Lilly bei Anna war, gell, Lilly?«, bezog sie die Kleine ins Gespräch mit ein, um die Kinder von ihrer Alberei abzulenken. Die lachte: »Lilly hat mit Anna sön gepielt.« »Na, das war ja echt gut«, meinte Achim. Alles Weitere, über das sie noch bei Tisch redeten, betraf die alltäglichen Dinge. Die Zwillinge erzählten von Marco, der eine neue coole Jacke hatte, Katrin erwähnte Frau Schlegelmeyer, die komischerweise noch nicht im Treppenhaus zu sehen gewesen war, und Lilly schwärmte von Annas Püppi-Baby. Achim schaute von einem zum anderen. Das Gebrabbel der Kinder am Tisch war manchmal so schrill und Katrins Kommunikationsbedürfnis manchmal so anstrengend. Doch heute war ihm beides unendlich wertvoll.

Immer wieder dieser fürchterliche Bürokratismus. Immer wieder dieser Tratsch der Kolleginnen, wer mit wem und wann und wieso. Maria war es heute so leid. Natürlich sollte sie dankbar sein für ihren Arbeitsplatz, ihr Chef war eigentlich in Ordnung, und Lina, deren Schreibtisch ihrem gegenüberstand, war zumindest unterhaltsam. Aber dieses tägliche Einerlei. Wie gut hatte es Katrin, die daheim sein und sich um ihre Familie kümmern konnte! Vielleicht würde sie ja jetzt einmal dankbarer werden durch ihre Krankheit. Immer häufiger hatte sie in letzter Zeit Andeutungen gemacht,

dass sie so erschöpft sei, genervt über die Kinder und über Achim, der wiederum so oft wegen seiner Arbeit genervt sei. Maria fand, dass Katrin einfach nur undankbar war, doch sie hatte es nie so deutlich zu sagen gewagt, weil sie es ja mit ihr nicht verderben wollte – schon wegen Achim und der Kinder nicht. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte sie sich von den beiden zurückgezogen, nämlich nachdem sich Achim und Katrin verlobt hatten. Keiner hatte sie vorher etwas merken lassen. Da war sie dann wie vor den Kopf gestoßen. Sie waren doch alle drei gute Freunde gewesen, und dann hatten Katrin und Achim sie einfach hintergangen! Als dann die Hochzeit kam, hatte Maria beschlossen, alles vergeben und vergessen sein zu lassen, denn sie wollte die Gemeinschaft mit den alten Freunden nicht missen. Achim hatte sie schließlich mit in die Gemeinde genommen! Sie war praktisch durch ihn zum Glauben gekommen – das gab eine starke Verbindung! Maria lächelte, als sie daran dachte, wie Achim auf sie eingeredet hatte, um ihr zu erklären, was eigentlich unter Sünde zu verstehen war. Verstanden hatte sie das aber erst durch eine Predigt in der Gemeinde.

»Ob du träumst, frage ich dich!« Lina wedelte mit ihrem Bleistift auf Marias Augenhöhe durch die Luft. »Ach, ich überlege nur dies und das«, antwortete Maria ausweichend und versteckte sich hinter dem Bildschirm.

Sie war nicht neugierig, nur Anteil nehmend, sagte sich Adele Schlegelmeyer. Aber was sollte sie machen? Blumen hatte sie der Nachbarin ja neulich schon gebracht. Und sie hatte Frau Janson verpasst, als diese – vermutlich vom Doktor – zurück nach Hause gekommen war. Sonst wäre sie doch die Blumen gießen gegangen. Aber sie musste wohl tatsächlich genau zu der Zeit auf dem Klo gewesen sein mit diesem schrecklichen Durchfall. Der hörte leider auch gar nicht auf. Als die Jungen vom Kindergarten gekommen waren, konnte sie auch nicht vor die Tür, weil sie solche Krämpfe hatte. Irgendetwas war mit ihr nicht in Ordnung. Wenn sie nun krank war? Jetzt musste sie schon wieder zur Toilette. Das war doch nicht normal. Durch das gekippte Fenster hörte Adele Schlegelmeyer ein Auto die Einfahrt zu den Garagen hinauffahren, es musste sogar das von Herrn Janson gewesen sein. »Das ist aber gar nicht seine Zeit«, ärgerte sie sich. Nun würde sie auch ihn nicht mehr im Treppenhaus antreffen können. Vielleicht sollte sie später doch einfach mal klingeln, um in Erfahrung zu bringen, welche

Neuigkeiten es gab. Plötzlich musste sie sich auch noch übergeben. Ihr alter Körper verbrauchte dabei kostbare Kräfte. Als die Krämpfe wieder vorüber waren, wischte sie so gut es ging das Erbrochene vom Boden auf. Sie war so erschöpft. Erst einmal musste sie sich hinlegen, dann würde es sicherlich besser werden. Und wenn sie dann wieder die Alte war, konnte sie bei Jansons klingeln.

Sie waren soeben mit dem Essen fertig geworden, da klingelte es an der Tür. »Ich will aufmachen!«, rief Lars. »Nein, ich!«, rief Florian. »Ich!«, rief Lilly. »Keiner geht«, sagte Achim bestimmt. »Wenn jemand Fremdes klingelt, sollt ihr nicht allein an die Tür gehen.« »Ach, das ist bestimmt Frau Schlegelmeyer«, winkte Katrin ab. »Die steht noch aus für heute.« »Trotzdem mache ich die Tür auf«, sagte Achim und erhob sich, als es zum zweiten Mal klingelte.

An der Tür stand der Postbote mit einem großen Versandhauspaket. »Was hat Katrin denn da bestellt?«, dachte Achim. »Für Frau Adele Schlegelmeyer. Können Sie das wohl annehmen?« »Wieso? Macht sie denn nicht auf?«, fragte Achim. »Nein. Wenn Sie hier bitte unterschreiben?« Achim bestätigte mit seiner Unterschrift, dass er das Paket entgegengenommen hatte. »Tschüss!«, rief der Postbote, und schon war er wieder zur Tür hinaus.

»Für Frau Schlegelmeyer?«, fragte Katrin. »Die muss aber da sein! Die geht allein nicht weiter als bis in ihren Garten. Und wenn sie irgendwohin muss, fährt sie der Sohn. Das ist komisch. Ob sie krank ist? Es ist auch unnormal, dass sie sich im Treppenhaus noch nicht hat blicken lassen. Gerade heute, wo sie doch wusste, dass ich vom Arzt das Ergebnis bekommen würde! – Ich klingele noch mal.«

Katrin drückte den Knopf. Das Läuten war bis ins Treppenhaus zu hören, doch in der Wohnung gegenüber blieb es still. »Vielleicht hört sie's nicht«, meinte Achim. »Die alte Frau hat Ohren wie ein Luchs. Alles, was sie hören will, hört sie auch«, entgegnete Katrin. »Wir gehen erst einmal wieder rein«, entschied Achim.

Die Kinder hopsten in der Wohnung hin und her. »Nehmt euch doch ein Puzzle«, schlug Katrin vor. »Wir wollen nach draußen«, meinte Florian. »Ja!«, riefen die anderen beiden. »Okay«, meinte Katrin. »Ihr bleibt aber hinten im Hof oder auf der Wiese. Und ihr Jungs passt auf, dass Lilly auch bei euch bleibt. Ich schaue immer mal aus dem Fenster nach euch, okay?«

Nachdem Katrin Lilly beim Anziehen geholfen hatte, brühte sie einen Kaffee auf. Vielleicht spielten die Kinder ja wirklich einfach

lieb im Sandkasten und sie und Achim konnten sich noch mal in Ruhe unterhalten.

Achim saß mit der Zeitung in der Hand auf der Eckbank. Doch nun legte er sie beiseite. »Ich hätte nicht gedacht, dass der Tumor bösartig ist«, sagte er ohne Umschweife. »Und du hast mich stattdessen für blöd gehalten, dass ich damit gerechnet habe«, konnte Katrin sich nicht verkneifen. »Hast du eigentlich Schmerzen?«, fragte Achim, ohne weiter auf ihre Äußerung einzugehen. »Nein, nicht wirklich. Das ist echt komisch«, meinte Katrin. »Na, sei froh«, antwortete Achim. »Meine Mutter ist übrigens auch an Krebs gestorben«, begann Katrin zögerlich. Dann merkte sie erst richtig, was sie gesagt hatte. »Ich meine, sie ist an Krebs gestorben. Mein Vater hat mir das letzten Samstag erzählt.« »Deshalb hatte er dich herbestellt? Um dir das zu erzählen?« Achim schüttete sich Milch in den Kaffee, den ihm seine Frau soeben eingeschenkt hatte, und rührte mit dem Löffel länger als nötig um. Katrin rührte ebenfalls in ihrer Tasse. »Mein Vater hat mir als kleines Kind erzählt, dass meine Mutter fortgegangen sei. Er hat wohl nicht gewusst, wie er mir hätte erklären sollen, dass sie gestorben war. Ich war ja erst drei Jahre alt! Er und meine Mutter hatten es wohl besser so gefunden. Von ihrem Leiden habe ich gar nichts mitbekommen. Gut, als so kleines Kind kapiertst du das ja auch nicht richtig. Als es ganz schlimm wurde, kam sie ins Krankenhaus. Und ab da hat mein Vater mir erzählt, sie sei einfach fortgegangen. Stell dir vor, da lebte sie aber noch!« Katrin liefen die Tränen übers Gesicht. »Sie hätten mir die Wahrheit sagen sollen. Ich habe immer geglaubt, meine Mutter wäre wegen mir gegangen. Ich habe immer gedacht, sie hätte mich nicht lieb gehabt!« Katrin weinte nun hemmungslos. Es brach mit einem Mal alles über ihr zusammen. »Und jetzt habe ich selbst Krebs!«, schluchzte sie. »Was ist das manchmal für ein Scheiß-Leben!«

Achim saß da und hörte ihr einfach zu. Ihm fiel kein wirklich tröstendes Wort ein; vielleicht war dann Schweigen einfach besser. Außerdem kämpfte er selbst mit den Tränen. War noch Kaffee da? Er stand auf und schenkte sich und Katrin noch einmal ein. Katrin atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Die Kinder fielen ihr wieder ein. »Was machen die eigentlich da draußen?«, fragte sie eher sich selbst als Achim, wischte sich mit dem Handrücken mehrmals übers Gesicht und stand auf, um aus dem Fenster zu schauen. Die Kinder waren nicht zu sehen. Katrin riss das Fenster

auf und schaute an der Hauswand entlang. »Also nein!«, rief sie. »Was ist?«, fragte Achim und stellte seine Kaffeetasse ab. »Lars hebt Lilly hoch, und die Kleine klopft an Frau Schlegelmeyers Fenster. Das ist ja peinlich! – Ich gehe schnell raus.« Und Katrin eilte aus der Küche, als könne sie so auch ihren und Achims Gefühle entfliehen.

Als Katrin nach draußen lief, trat Achim ans Fenster, lehnte sich hinaus und schaute auch die Hauswand entlang, bis er die Kinder erspähte, die noch immer vor Frau Schlegelmeyers Schlafzimmerfenster standen. Jetzt stellte sich Katrin doch tatsächlich daneben und schaute durch die Scheibe. Und nun klopfte sie auch noch! Da musste etwas nicht stimmen! Achim lief ebenfalls schnell hinaus.

»Was ist denn los?«, fragte er, als er bei ihnen anlangte. »Schau mal! Sie liegt da und reagiert überhaupt nicht«, meinte Katrin. »Die ist nicht in Ordnung.« »Was ist mit Frau Schlegelmeyer, Mami?«, fragten Florian und Lars fast gleichzeitig. »Vielleicht ist sie krank«, antwortete Katrin. »Papa und ich kümmern uns erst mal darum, was mit ihr ist. Spielt ihr noch mal im Sand, ja?« »Nein, ich will mich auch um Frau Schlegelmeyer kümmern«, erwiderte Florian. »Das geht nicht«, sagte Achim. »Mama spielt ein bisschen mit euch hier draußen, und ich schaue nach ihr. Wir wollen sie ja nicht alle erschrecken, oder?« »Nein, das woll'n wir nicht«, antwortete Lilly treuherzig. »Okay. Ich spiele mit euch«, sagte Katrin, und ihrem Mann rief sie hinterher: »Ruf ihren Sohn an! Die Nummer findest du im Telefonbuch, auch unter Schlegelmeyer!« Achim winkte ab. Dass Katrin immer meinen musste, ohne sie ginge es nicht! Das Telefonieren ging nun wirklich ohne sie – aber alles andere ...

Eine ganze Weile hatten die Kinder im Sand Kuchen gebacken und Straßen gebaggert. Da hielt plötzlich ein fremdes Auto in der Hofeinfahrt. Der Sohn von Frau Schlegelmeyer stieg aus und lief mit eiligen Schritten ins Haus. Am liebsten wäre Katrin hinterhergeeilt, denn mit der alten Dame musste etwas nicht in Ordnung sein. Sie schlief doch sonst nicht am Nachmittag, sondern machte eher ihre Gänge durch den Garten und das Treppenhaus. Das hier war alles nicht normal. Aber Katrin blieb der Kinder wegen äußerlich ruhig im Sand sitzen. Und als Florian aufsprang und dem

Mann hinterherlaufen wollte, hielt sie ihn fest und sagte: »Stopp! Wir wollen doch noch Fußball spielen, oder?« »Au ja.« Er flitzte nun los in die andere Richtung, als er sie vorher noch im Kopf gehabt hatte, und holte den Plastikball, der in der Spielbox am Kellereingang lag. Die anderen beiden rannten ihm hinterher. »So, auf geht's!«, rief Katrin. Während des Spiels sah sie, wie alle Fenster von Frau Schlegelmeyers Wohnung aufgerissen wurden. Bewusst bemühte sie sich, die Kinder mit dem Spiel davon abzulenken. Eine kurze Weile später ertönte die Sirene eines Notarzwagens, die immer lauter wurde. Der Wagen hielt ebenfalls in der Hofeinfahrt. Nun waren die Kinder nicht zu halten. Sie liefen sofort hin zu dem Fahrzeug. »He, bleibt hier!«, rief Katrin den Jungen hinterher. Lilly war verunsichert stehen geblieben. Doch Florian und Lars hatten noch nie einen Krankenwagen aus der Nähe gesehen. Da mussten sie einfach hin! Katrin lief ihnen mit Lilly an der Hand hinterher. Die Jungen waren nun stehen geblieben. Adele Schlegelmeyer wurde auf einer Liege in den Notarzwagen geschoben. Ein Arzt stieg mit zu ihr, und die Tür wurde geschlossen. »Mama, was ist denn mit Frau Schlegelmeyer?«, fragten die Jungen erschrocken, und Lilly klammerte sich fest an die Hand ihrer Mutter. »Das fragen wir gleich Papa. Aber ihr müsst keine Angst haben. Sie wird nur schnell ins Krankenhaus gebracht, damit ihr dort geholfen werden kann.« Katrin bemühte sich um eine feste Stimme, doch eigentlich war sie selbst erschrocken. Der Notarzwagen fuhr los, und die Sirene sprang wieder an. Erschrocken fing Lilly an zu schreien, und Katrin nahm sie auf den Arm. Frau Schlegelmeyers Sohn stieg in sein Auto ein und fuhr dem Wagen hinterher. Die Jungen liefen zu Achim hinüber, der im Hauseingang stand. »Papa, ist Frau Schlegelmeyer tot?« »Ach, Quatsch«, sagte der Vater. »Sie ist ganz doll krank geworden und muss deshalb so schnell ins Krankenhaus gebracht werden. So, wollt ihr mit rein?« »Ja«, meinten die Jungen und liefen an Achim vorbei ins Haus. Katrin tröstete Lilly, die sich nun auch wieder beruhigte. »Du hast dich erschrocken, was?«, meinte Achim, als Katrin mit der Kleinen auf dem Arm zu ihm hinüberging. Lilly streckte ihm die Ärmchen entgegen, und Achim nahm sie. »Was ist mit ihr?«, fragte Katrin ihren Mann, als sie ins Haus gingen. »Ausgetrocknet. Ihr Bett ist vollgekotzt, das Klo ..., in der Wohnung stinkt's erbärmlich.« Katrin nickte. Deshalb die aufgerissenen Fenster. »Was heißt ausgetrocknet? Ist ihr Zustand kritisch?«,

fragte sie. »Ich weiß nicht so recht. Sie war jedenfalls bewusstlos. Meinst du, du kannst das Gekotzte und so mal wegmachen? Ich habe ihrem Sohn gesagt, er soll schnell mitfahren, und wir machen den groben Dreck weg. Er war ganz froh darüber.« »Da wäre ich an seiner Stelle auch froh drüber.« Begeistert war Katrin nicht. »Soll ich dir was helfen?«, fragte Achim. »Nee. Kümmer du dich dann halt um die Kinder.«

6. Kapitel

Adele Schlegelmeyer war gestorben. An Herz- und Kreislaufversagen. Ihr alter Körper hatte den Brech-Durchfall nicht verkraftet. Und sie lag hier und war immerhin am Leben.

Wie plötzlich so etwas gehen konnte! Diese Frau war immer bestrebt gewesen, über Leben, Liebe und Leid anderer Leute informiert zu sein. Aber ob sie nun gewusst hatte, wie sie selbst mit ihrem eigenen Leben und Sterben fertig werden konnte? Ob sie auch einmal über sich selbst und ihre Schuld vor Gott nachgedacht hatte und wie sie die loswerden konnte? Katrin hoffte inständig, dass sie Frau Schlegelmeyer das Evangelium klar genug erklärt hatte. Es hatte schließlich genügend Gelegenheiten gegeben, wo sie mit ihr zusammengetroffen war. Vielleicht hatte ja auch tatsächlich letzters der Gottesdienst noch etwas bewirkt! Mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Erschrecken kam Katrin der Bibelvers in den Sinn: »Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, verhärtet eure Herzen nicht« (Hebräer 3,15). – Niemand wusste ja, wann die eigene Todesstunde kommen würde und mit ihr jede Chance auf Vergebung vertan war.

»So, Frau Janson.« Katrin zuckte zusammen, als sie angesprochen wurde, so weit weg war sie mit ihren Gedanken gewesen. Da spürte sie wieder die kalte Pritsche, auf der sie lag. Heute war ihr zweiter Tag im Krankenhaus. Gestern, Dienstag, war sie aufgenommen worden und hatte schon einmal die auch bei anderen Operationen notwendigen Untersuchungen hinter sich gebracht. Heute würde es spezieller und sicherlich auch noch etwas unangenehmer werden. Der Arzt setzte die Spritze an, durch die er ein Kontrastmittel in das tumornahe Gewebe spritzte. Gleich würde mit Hilfe einer Spezialkamera sichtbar werden, wie viele Achsel-Lymphknoten befallen waren und entfernt werden mussten und wie weit andererseits die Brust erhalten werden konnte. Katrin war selbst überrascht, wie ruhig sie geworden war – das war wirklich ein Wunder! Seinen Anfang genommen hatte es vorgestern im Gottesdienst. Sie war noch einmal vor die Gemeinde getreten und hatte erzählt, wie es ihr wegen der Krankheit an sich und speziell wegen der anstehenden Operation ums Herz war – auch die immer wiederkehrende Rebellion verschwieg sie nicht. Ursprünglich hatte sie lediglich vorgehabt, die Gemeinde ganz schlicht und all-

gemein um Gebetsunterstützung zu bitten, da sie meinte, dann demütig mit der Krankheit umgehen zu können. Das wollte sie schließlich! Doch die Predigt vorher hatte ihr Befreiung geschenkt von ihrem selbst aufgebauten Druck. Es war darin von Bildern die Rede gewesen, denen man oft nachjagt, obwohl Gott möchte, dass man sie sich nicht macht; nicht von ihm, nicht von anderen und nicht von sich selbst (2. Mose 20,4). Auch nicht von sich selbst! Das hatte sie getroffen. Denn sie hatte sich ein Bild davon gefertigt, wie sie meinte, als gläubige Christin mit ihrer Krankheit umgehen zu müssen. Dabei wollte doch Gott von ihr lediglich, dass sie echt war. Mit einem Mal hatte Katrin begriffen, was sie tat, und eine schwere Last, die sie sich selbst aufgebürdet hatte, war von ihren Schultern gefallen. Sie durfte in der Gemeinde ja sagen, dass sie Angst hatte vor dem Leiden, dass sie es gar nicht tragen wollte, dass es ihr schon allein der Kinder wegen das Herz brach und dass sie nun sogar noch darüber im Zweifel war, ob das mit dem Glauben alles so stimmte! Und dann hatte sie es auch genau so gesagt. Vor allen. Und sie hatte darum gebeten, dass man für ihre Familie und für sie betet. Noch im Gottesdienst war dann genau das geschehen. Nicht, dass diese für sie überwältigende Anteilnahme Katrin verändert hätte. Nein, sondern in der Bibel war verheißen: »Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade« (1. Petrus 5,5). Und genau das war geschehen. Sie hatte sich gedemütigt, indem sie ihren wahren inneren Zustand preisgab, und nun betete man für sie, dass sie Gottes Wege, wie auch immer sie verlaufen würden, annehmen konnte, man betete für sie um ein ruhiges und friedliches Herz, um einen dankbaren Blick für die Vergebung aller Schuld, die sie durch Jesus Christus hatte, um Trost und Kraft für sie und ihre Familie, aber auch um einen guten Verlauf der Operation – und um Heilung, wenn das Gottes Wille war. Die Verheißung aus 1. Petrus 5, Vers 5 erfüllte sich an Katrin: Gott selbst hatte in Katrin bewirkt, dass sie sich bedingungslos in seinen Willen fügen konnte und ruhig und friedevoll wurde – bis jetzt ...

»So, Frau Janson«, hieß es wieder. »Und?«, fragte Katrin. »Im Augenblick«, so antwortete der Arzt, »darf ich Ihnen gar nichts sagen. Ich muss mich erst mit dem Chef besprechen, und dann reden wir heute Abend noch einmal mit Ihnen.« »Ach so«, entgegnete Katrin. Als sie sich wieder Hemd und Pulli anzog, meinte der Arzt: »Eine unangenehme Untersuchung haben Sie noch, aber

das werden Sie auch noch gut schaffen.« »So, meinen Sie?«, fragte Katrin und schaute den jungen Arzt jetzt direkt an. Bislang war sie sich während der kurzen Zeit im Krankenhaus wie ein Roboter vorgekommen, der durch die Untersuchungen geschleust werden musste. Persönliche Ansprachen, die hinausgingen über »Bitte machen Sie sich frei«, »Sie können sich wieder anziehen« oder »Möchten Sie Kaffee oder Tee« waren ihr während der ersten anderthalb Tage traurigerweise noch nicht begegnet. Wie hatte es ihr da geholfen, wenigstens zu wissen: Sie war in Gottes Hand – nicht in der von Menschen! Aber nun begegnete dieser Arzt freundlich und ruhig ihrem Blick. »Sie machen auf mich den Eindruck, dass Sie tragen können, ohne zu verdrängen«, sagte er. Katrin wusste im ersten Moment nichts zu erwidern, so sehr überraschte sie diese Äußerung. Dann sprach sie einfach den ersten Gedanken aus, der ihr dazu kam: »Ich kann nicht tragen. Jesus trägt mich!« Der junge Arzt lächelte – wie hieß er eigentlich, ach, Dr. Retzky stand auf dem Schildchen an seinem Kittel. Katrin ergänzte deshalb: »Ich habe eine Gemeinde, die für mich betet.« »Sie glauben an Jesus Christus?«, fragte Dr. Retzky daraufhin doch tatsächlich, und Katrin nickte, erstaunt über die in dieser Umgebung ungewöhnliche Frage. »Ich auch«, sagte der junge Doktor und gab ihr die Hand. »Gottes Segen für Sie!«, konnte er noch hinzufügen, und dann kam die Assistentin mit der nächsten Patientenakte ins Zimmer. »Danke! Wünsche ich Ihnen aber auch!« Katrin war noch immer ganz erstaunt, und gleichzeitig bewegte es sie, dass Gott sie hier auf einen Glaubensbruder treffen ließ. »Auf Wiedersehen!«, sagte sie und dachte daran, dass Christen sich immer wiedersehen – spätestens bei Gott in der Herrlichkeit. »Auf Wiedersehen!«, sagte auch Doktor Retzky.

Mit ihren Untersuchungs-Ergebnissen unter den Arm geklemmt ging sie zurück auf die Station. »Schwester Anna!«, rief sie ins Schwesternzimmer hinein. »Ja, Frau Janson?« Die gerufene Krankenschwester trat aus der Tür, setzte ein Lächeln auf und nahm die Unterlagen entgegen. »Das Mittagessen steht schon bei Ihnen im Zimmer. Nachher kommt noch das CT, und dann haben Sie es geschafft für heute.« Katrin stutzte. War da etwa auch so etwas wie Mitgefühl bei der Schwester vorhanden, oder war es auch einfach nur eine Floskel? Nun, es sollte Katrin gleich sein. Sie war froh, dass sie nicht auf diese Anteilnahme angewiesen war, denn sie wurde getragen und getröstet durch die Gebete der Geschwister

aus ihrer Gemeinde, das konnte sie deutlich spüren. Aber andere Patienten, die diese Unterstützung nicht hatten, taten ihr herzlich leid inmitten der kalten Geschäftigkeit des Krankenhausalltags.

Katrin betrat das Zimmer, in dem sich ihr Bett befand. In dem anderen lag Britta, eine ebenfalls junge Frau, die ihre erste Chemotherapie bekam. Sie schaute von ihrem Buch auf und nickte Katrin zu. Dann las sie weiter. Katrin setzte sich an das kleine Tischchen, faltete die Hände, dankte mit einem stummen Gebet für das Essen und nahm dann ihre Mahlzeit ein. Als sie sich anschließend auf ihr Bett legte, fiel ihr Blick auf das kleine Kärtchen auf ihrem Nachttisch. »Ich bin bei dir, dass ich dir helfe« (Jeremia 15,20) stand da geschrieben. Achim hatte es ihr in ihren Waschbeutel gesteckt, und sie hatte es beim Auspacken ihrer Sachen gefunden. Auf die Rückseite hatte er geschrieben: »Schau allein auf Jesus. Ich versuche es auch und bete für dich.« Dieser erste Satz hatte für sie eine tiefe Bedeutung, was Achim aber nicht hatte wissen können. In der Predigt vom letzten Sonntag war ihr nämlich noch eines wichtig geworden: Sie sollte sich kein Bild von anderen Menschen machen, auch nicht von ihrem Mann! Sie hatte immer gewollt, dass er verständnisvoll sein, sie trösten sollte, möglichst auch genau zum richtigen Zeitpunkt, und wenn er dieser Erwartung, diesem Bild, nicht entsprochen hatte, war sie von ihm furchtbar enttäuscht gewesen und hatte sich in ihr Schneckenhaus zurückgezogen. Aber im Grunde war sie schuldig an ihm geworden, indem sie ihn nicht annahm, wie er war, sondern ihn stattdessen in ein Bild pressen wollte, noch dazu in eines, das keine Fehler duldet! Und nun noch einmal der Hinweis: »Schau auf Jesus!« Das war wirklich das Wichtigste. Niemand als Jesus allein, nicht einmal der Ehemann, konnte ihr tatsächlich helfen, getrost zu sein und das Leid anzunehmen und zu tragen. Viel zu viel hatte sie immer von Achim erwartet, anstatt von Jesus Christus!

Und als sie so auf ihrem Bett lag, schaute sie auf Jesus: Sie dachte daran, dass Jesus Christus wegen ihrer Schuld vor Gott am Kreuz schrecklich gequält sterben musste. Was waren da die Schmerzen, die sie bislang je gehabt hatte oder die noch auf sie zukommen würden? Jesus, der Sohn Gottes, war das Opfer für die Schuld der gesamten Menschheit geworden. Jesus hatte die Trennung der Menschheit von Gott auf sich genommen. Jesus hatte den schrecklichen Zorn Gottes über die Sünde der Menschheit erlitten. Er, der als Gottes Sohn von jeher die enge Gemeinschaft

mit Gott, seinem Vater kannte, hatte stellvertretend für die Menschheit die Hölle erlitten! Katrin schauderte es bei diesem Gedanken. Wie hatte sie es so gut, dass sie nur ihre Sünde und ihre Schuld Gott zu sagen brauchte und sie dann einfach vergeben bekam, weil Jesus Christus dafür schon bezahlt hatte! Wie hatte sie es so gut, dass sie durch ihr Leid nicht wie Jesus allein und getrennt von Gott hindurchmusste, sondern dass sie von ihm selbst getragen und getröstet wurde! Das rührte Katrin in diesem Augenblick zu Tränen.

Aber Britta tat ihr leid. Wenn sie doch nur auch diesen Trost hätte!

Achim hatte seit Tagen einen Kloß im Hals und wurde ihn nicht los. Auch jetzt nicht, als Lilly plappernd in ihrem Kindersitz auf der Rückbank saß und sich freute, dass es endlich zur Mami ging. »Da sind son Flo und Lars!«, rief sie, als Achim auf den Parkplatz beim Kindergarten einbog. Die Jungen standen am Portal und winkten. »Warte gerade im Auto, Lilly, ich hole nur die Jungs«, sagte Achim zu seiner Tochter, bevor er ausstieg. Lilly protestierte, doch es änderte nichts, da ihr Papa davon keine Notiz nahm und einfach ausstieg. Die beiden Jungen kamen Achim schon entgegengelauften und mit ihnen noch ein weiterer. »Na, ihr Strolche!«, begrüßte Achim seine Söhne, strich ihnen übers Haar und fragte den dritten: »Und wer bist du?« »Das ist doch Marco!«, rief Lars. »Ach so, na klar, du hast die tolle Pantherjacke, stimmt's?« Marco nickte etwas verlegen. »Marco, Schatz, komm!«, rief es da von der Straße her. Dann war eine elegant gekleidete Frau, nur wenig älter als Achim, zu sehen. »Sind Sie der Vater von Lars und Florian?« »Ja, guten Tag.« Achim streckte die Hand hin. »Guten Tag, Herr Janson. Marco hat erzählt, dass Lars' und Florians Mutter im Krankenhaus ist. Das tut mir sehr leid. Wir hatten uns neulich so gut unterhalten. Sie hat aber doch nichts Schlimmes?« Sie schien ehrlich Anteil nehmend zu sein. Vor den Kindern sagte Achim aber nur: »Sie muss operiert werden, aber wir hoffen mal, dass es ihr dann wieder gut geht, nicht wahr, Jungs?« Der Kloß im Hals ließ ihm seine eigene Stimme fremd klingen. »Ja. Wir besuchen Mama gleich!«, nickten die beiden Jungen eifrig. »Dann sagt ihr viele liebe Grüße von mir, ja? Macht ihr das?« Und an Achim gewandt sagte Marcos Mutter: »Dann alles Gute für Ihre Frau, Herr Janson! Sie betet ja viel, da hat sie einen guten Draht nach oben. Die Operation wird schon gut verlaufen.« Und damit nahm sie

ihren Sohn an die eine Hand, gab ihm die andere und sagte: »Auf Wiedersehen!« Achim blickte ihr verdutzt hinterher und sagte nur: »Danke!« Es war schon merkwürdig. Wie diese Frau dachten wohl viele Leute, dass man nur deshalb betete, um sich Gott gnädig zu stimmen oder um ein besseres Leben zu führen. Er hätte sie aufhalten und ihr sagen sollen, dass Gott gnädig war und dass man ihn nicht erst gnädig stimmen musste! Nun ja, wenn Katrin wieder zu Hause war, mussten sie diese Frau einladen und sich einmal mit ihr unterhalten. Wenn Katrin wieder zu Hause war ... Und wenn sie dann wieder gesund war ... Er schluckte. Wieder spürte er den Kloß im Hals, brachte dann aber heraus: »Kommt, Jungs! Lilly wartet im Auto. Wollen wir erst noch Pommes essen gehen?« »Ja!«, riefen Florian und Lars begeistert.

Es klopfte an der Zimmertür, und Katrin und ihre Bettnachbarin schauten auf. »Sie dürfen zum CT, Frau Janson!« Schwester Anna gab Katrin ihre Unterlagen in die Hand und erklärte ihr den Weg. »Na dann ...«, sagte Katrin, und die Schwester trat an Brittas Bett und schaute nach dem Tropf. »Das ist ja auch bald durchgelaufen«, sagte sie und bemühte sich um ein zuversichtliches Lächeln für Britta. In dem Moment fing Britta an zu würgen, und die Schwester reichte ihr gerade noch rechtzeitig die Nierenschale vom Nachttisch. Schwester Anna wartete einen Moment. Dann fragte sie: »Geht es wieder?« Britta nickte und sank zurück auf ihr Kissen. Die Schwester gab ihr etwas Zellstoff, damit Britta sich den Mund abwischen konnte. Dann stellte sie ihr eine neue Schale hin und versorgte die alte im Bad nebenan.

Katrin verließ auch beklommen das Zimmer. So würde es wohl ihr selbst auch bald gehen. Aber trotzdem hatte Britta es wesentlich schlechter als sie. Britta glaubte nicht an Jesus Christus. Sie konnte sich allein nur daran klammern, dass ihr die Chemotherapie half, wieder gesund zu werden oder zumindest eine Weile so weit in Ordnung zu kommen, dass sie das Leben noch einmal genießen konnte – so lange wie möglich eben. Aber Katrin wusste, dass mit diesem Leben nicht alles zu Ende war, sondern dass das Beste noch kommen würde, nämlich ein Leben ohne Schmerzen, ohne Leid, ohne Geschrei, wie Gott es in seinem Wort versprochen hat (Offenbarung 21,4). Wenn doch nur Britta auch diesen Trost hätte! Aber die hatte nur müde gelächelt, als Katrin vorhin beim Essen versucht hatte, ihr zu erklären, wie man sicherstellen konnte,

dass man nach dem Tod bei Gott war. »Ich will jetzt nicht ans Sterben denken«, hatte Britta hervorgestoßen. »Ich will jetzt daran denken, dass mir die Chemotherapie hilft, weiter leben zu können. Und du stehst auch nicht über den Dingen, glaub das nur nicht! Du weißt wahrscheinlich noch nicht, was auf dich zukommt. Du solltest auch lieber ans Leben und nicht ans Sterben denken. Das ist bei Krebs das Wichtigste!« Katrin hatte darauf keine rechte Antwort gewusst. Hatte sie es ganz falsch angepackt? War es so, dass sie halt bloß jetzt noch gut reden hatte?

Aber das stimmte nicht! Auch jetzt war es ihr schon mindestens psychisch schlecht gegangen, und sie hatte erlebt, wie Jesus Christus sie aufgerichtet und getragen hatte. Und das Vertrauen darauf, nach ihrem Tod bei Gott zu sein, tröstete sie wirklich! Außerdem waren die Untersuchungen bislang auch nicht gerade angenehm gewesen, doch sie hatte sie mit Gottes Hilfe aushalten können. Gott würde sie doch sicher auch weiterhin tragen? So in Gedanken versunken fand Katrin dennoch den richtigen Gang, der sie zur Computertomographie führte. Schließlich angekommen gab sie ihre Unterlagen an der Anmeldung ab. »Sie sind gleich an der Reihe, Frau Janson. Einen Augenblick.« Die Arzthelferin stand auf und ging mit ihrer Akte ins gegenüberliegende Zimmer. Kurze Zeit später kam sie zurück und sagte: »Kommen Sie bitte, Frau Janson!«

Katrin trat ein, und eine andere sehr freundliche Frau begrüßte sie. »Guten Tag, Frau Janson. Mein Name ist Lemming. Wir schauen uns hier nun noch die Lunge und den Bauch an, um herauszufinden, ob der Tumor gestreut hat. Das wurde Ihnen bereits erklärt, oder?« Katrin nickte. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Sie müssen nicht einmal in die berühmt-berüchtigte Röhre, sondern hier sind der Kopf und die Füße frei. Da kann man eigentlich keine Platzangst bekommen!« »Das ist ja schon mal gut«, erwiderte Katrin, dankbar für die Freundlichkeit und das Einfühlungsvermögen dieser Frau. »Kommen Sie, legen Sie sich hierher ...« »Muss ich denn die Sachen nicht ausziehen?«, fragte Katrin überrascht. »Nein, nein, das geht so. Nur Schmuck müssen Sie ablegen, auch den Ehering nicht vergessen! Haben Sie irgendwo Piercings?« Katrin lachte etwas. »Nein, bislang nicht.« »Ich muss das fragen – es wäre ja möglich«, lächelte Frau Lemming. Ihre ruhige, freundliche Ausstrahlung tat Katrin gut. »So, alles in Ordnung?« Katrin nickte. »Dann geht es jetzt los.« Als der Apparat

anlief, durchfuhr es Katrin doch: Wenn ich nun schon voller Metastasen bin, was dann? Sie fühlte sich plötzlich bleischwer, und für einen Moment wurde ihr schwindelig, und es kam ihr vor, als könnte sie sich selbst abgemagert, eingefallen und bleich in einem weißen Krankenhausbett liegen sehen. Was war das nur jetzt gewesen? Ihre Sinne spielten verrückt! Sie war froh, als das Gerät wieder ausging und Frau Lemmings freundliche Stimme sie in die Wirklichkeit zurückholte. »So, einen Augenblick, Sie werden gleich befreit.« Katrin atmete tief ein und aus, und als sie sich erheben konnte, rieb sie sich die Augen. Es war wieder alles normal mit ihr. Frau Lemming sagte: »Diese Unterlagen müssen Sie mit auf Station nehmen und dort wieder abgeben. Der Doktor dort wird dann mit Ihnen alles durchsprechen.« »Können Sie mir denn noch gar nichts sagen?«, fragte Katrin bittend. »Nein, leider nicht.« Frau Lemming schien es tatsächlich zu bedauern. »Viel Glück, Frau Janson!« Zwar brauchte sie als Christ kein Glück, doch es war ja nett gemeint. »Danke!«, erwiderte Katrin deshalb und machte sich auf den Weg zurück zur Station. Unterwegs dachte sie dann aber: »Wie blöd! Warum hab ich nicht gesagt, dass man Jesus braucht, und nicht das Glück?«

Sie war am Schwesternzimmer ihrer Station angelangt und klopfte, um die Unterlagen abzugeben. Schwester Jutta kam. »Okay, danke«, sagte sie. »Wie ist denn das eigentlich ...«, fragte Katrin noch schnell. »Kommt denn dann auch bald ein Arzt, um mit mir über die Untersuchungsergebnisse und über die Operation zu sprechen?« »Ja, natürlich«, antwortete Schwester Jutta. »Wann denn ungefähr? Ich würde gern meinem Mann Bescheid sagen, damit er dann auch dabei sein kann.« »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, Frau Janson. Das kommt darauf an, wann Doktor Holthöver auf die Station kommt.« »Wann denn ungefähr?«, fragte Katrin noch einmal. »Ich kann es Ihnen doch nicht sagen! Vielleicht so gegen achtzehn Uhr.« Schwester Jutta wirkte ungehalten. »Gut, danke«, erwiderte Katrin deshalb und ließ es dabei bewenden.

Als sie zurück auf ihrem Zimmer war, ging es Britta gar nicht gut. »Mir ist so kotzübel«, flüsterte sie. »Brauchst du irgendwas?«, fragte Katrin. »Soll ich dir mal einen kalten Waschlappen auf die Stirn legen?« »Ach, ich weiß nicht ...« Britta drehte sich zur Seite. Plötzlich setzte sie sich ruckartig auf, wollte sich die Nierenschale schnappen, aber schaffte es nicht mehr. Katrin lief sofort zu ihr,

nahm das Handtuch, das sie in dem offenen Fach von Brittas Nachttisch liegen sah und tupfte damit den Schleim von ihrer Schulter. »Ich hol dir ein frisches Nachthemd, okay? Darf ich an deinen Schrank?« »Ja, danke«, erwiderte Britta erschöpft und ließ sich aufs Kissen zurücksinken. »Das ist die Pest«, murmelte sie und schloss die Augen. »Ja«, dachte Katrin. »Das ist die Pest ...«

Kurze Zeit später klopfte es. Die Tür ging langsam auf, und Florian steckte seinen Kopf herein. »Mama!«, rief er und lief zu Katrin ans Bett. Sie drückte ihn fest und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Als Nächstes kam Lars. Er lief etwas vorsichtiger auf sie zu als sein Bruder, und Katrin kam ihm ein paar Schritte entgegen, um ihn in den Arm zu nehmen. »Hallo Mama!«, sagte er leise. Katrin kniete sich zu ihm und gab ihm einen Kuss. »Hallo, mein Großer!« Dann kam Lilly an Achims Hand ganz zögerlich hinein. Zunächst schaute sie sich im Zimmer um. Da war der Tropf an Brittas Bett und Britta, die so kreidebleich dalag. »Mami!«, weinte Lilly plötzlich und blieb wie angewurzelt stehen. Achim nahm sie auf den Arm und reichte sie dann an Katrin weiter. Katrin setzte sich mit Lilly aufs Bett. »Na, mein Mäuschen«, flüsterte sie und hielt Lillys Köpfchen an ihre Schulter gedrückt. Katrin schluckte und schluckte, um nicht selbst zu weinen. Achim gab ihr einen Kuss auf die Wange, nahm sich einen Stuhl und setzte sich. Lars stellte sich zu ihm, während Florian mit zu Katrin und Lilly aufs Bett kletterte. »Du musst doch nicht weinen, Lilly«, sagte Florian und strich ihr – ganz großer Bruder – über das Haar. Lilly schniefte und hob ihren Kopf. Erneut schaute sie zu Britta und fragte ihre Mutter: »Was hat die Frau, Mama?« Katrin wusste keine kindgerechte Antwort zu geben und war froh, als Britta sich aufsetzte und mit einem winzigen angestregten Lächeln sagte: »Ich muss mich mal ein wenig ausruhen, weißt du, das muss man manchmal.« »Genau«, sagte Achim. »Deshalb setzen wir uns ganz leise zur Mama, und ihr zeigt ihr mal eure schönen gemalten Bilder.« Das taten die Kinder dann auch, und Lars und Lilly wurden wieder freier. Nur Katrin war es noch immer schwer ums Herz. Wie würde es sein, wenn die Kinder sie besuchten und dann irritiert waren, wenn es ihrer Mama vielleicht auch ganz elend ging? Achim packte nun ein Dominospiel aus. »Mensch, das ist ja gut, dass du daran gedacht hast«, sagte Katrin, denn sie hatte befürchtet, dass sich die Kinder schnell langweilen würden. »Da siehste mal!«, scherzte Achim. »Jeder drei«, meinte Lilly ganz klug und

nahm sich zwei Kärtchen. »Ich verteile sie«, sagte Lars. »Nein, ich«, rief Florian. »Heute darf die Mama austeilen«, bestimmte Achim, um den Streit zu beenden. »Okay.« Die Kinder waren einverstanden. Schließlich war die Mutter ja im Krankenhaus. »Kommt der Arzt noch mal zum Gespräch, oder wie ist das?«, fragte Achim während des Spiels. »Vielleicht um sechs. Die können einem hier nie was Genaues sagen«, antwortete Katrin. »So früh doch? Dann fahren wir am besten gleich wieder, wenn das Spiel fertig ist. Es wäre ja blöd, wenn die Kinder bei dem Gespräch dabei wären. Hoffentlich schaffe ich das dann überhaupt, rechtzeitig wieder hier zu sein!« »Ja, hoffentlich!«, meinte Katrin. »Aber so müssen wir es machen.« »Das geht nicht. Du musst hier anlegen«, wandte sie sich im selben Atemzug an Lilly. »Ist Maria denn schon da?«, fragte sie dann wieder Achim. »Sie hat deinen Haustürschlüssel und wollte direkt um fünf nach der Arbeit zu uns fahren. Ich denke mal, bis wir zu Hause sind, wird sie auch da sein«, antwortete Achim. »Ja, gut, dann machen wir es jetzt so«, meinte Katrin. »Ich möchte noch bei Mama bleiben«, rief Lars, der altersentsprechend von jedem Erwachsenengespräch genau das mitbekam, was für ihn relevant sein konnte. »Ach, wisst ihr was? Bestimmt macht Maria ein leckeres Essen und spielt noch mit euch, bis der Papa dann wieder da ist. Jetzt fährt ihr erst mal heim und sagt Maria einen ganz lieben Gruß von mir, okay?« Die Jungen maulten, und Lilly fing an zu weinen: »Du sollst mit nach Hause, Mami!« Katrin schluckte schwer, und selbst Achim war anzumerken, dass er viel Kraft aufwenden musste, um ruhig und gelassen sagen zu können: »Mami muss morgen erst einmal das Aua weggemacht kriegen, und dann erst kann sie wieder mit nach Hause.« Er nahm seiner Frau Lilly vom Arm und forderte die Jungen auf, sich von ihr zu verabschieden. Katrin küsste ihre Jungen, lächelte und sagte: »Bis ganz bald, wenn es mir wieder gut geht, okay? Ihr könnt ja auch für eure Mama beten. Tschüss, Mäuschen!«, wandte sie sich an Lilly und winkte ihr nur, damit sie sich nicht wieder an sie klammerte. Achim sagte: »Bis nachher dann«, und hielt Lilly fest auf dem Arm, die laut zu schreien begann: »Mami! Du sollst mit!« Die Jungen winkten ihr und gingen traurig, aber brav mit dem Papa aus dem Zimmer. Katrin lief zum Klo. Sie konnte nicht mehr an sich halten. Als sie die Tür hinter sich sicher verriegelt hatte, setzte sie sich auf den Klodeckel und ließ ihren Tränen freien Lauf. Immer wieder trocknete sie sich das

Gesicht mit dem Klopapier. Schlimmer konnte nur der Schmerz sein, den sie empfinden würde, wenn sie sich tatsächlich einmal für immer von ihren Kindern verabschieden musste. Katrin weinte und weinte. Hoffentlich waren nicht schon Metastasen in der Lunge oder irgendwo im Bauch! Katrin faltete die Hände und begann zu beten: »Herr Jesus, du hast mir ja geholfen, alles anzunehmen. Das heißt, du hilfst mir immer wieder dabei. Aber wenn die Kinder wegen mir leiden und traurig sein müssen – das halte ich nicht aus; es zerreißt mir das Herz!« Katrin konnte ihren Tränenfluss nicht stoppen. Aber es kam ihr in den Sinn, dass Gott doch nicht nur sie, sondern auch ihre Familie tragen würde. Ja, sie musste loslassen! Sie musste darauf vertrauen, dass Gott sich auch um ihre Kinder kümmern würde. Dass er sie trösten würde. Dass er Maria helfen würde, richtig mit ihnen umzugehen. Dass er Achim Weisheit und Geduld schenken würde. Aber das Loslassen tat so weh! »Herr Jesus, diese psychischen Schmerzen finde ich fürchterlich. Die halte ich nicht aus! Andere Schmerzen habe ich ja bislang auch eigentlich noch gar nicht. Aber trotzdem: Damit quälst du mich mehr als mit körperlichen Schmerzen!« Endlich war es im Gebet ausgesprochen: »Gott, du quälst mich!« Katrin war erschrocken, sie kniete sich hin. »Gott, ich denke, du quälst mich. Es ist nicht richtig, ich weiß. Aber es ist in meinem Herzen drin. Verzeih mir bitte. Bitte hilf mir, dass ich dir wieder vertrauen kann; dass ich dir vertrauen kann, dass du wirklich alles nur zu unserem Besten dienen lässt, wie es doch in der Bibel steht! Amen.« Sie stand mühsam auf. Dann ging sie zum Waschbecken, drehte kaltes Wasser an und schöpfte es sich mit beiden Händen über das Gesicht. Sie drehte den Hahn wieder zu und betrachtete sich im Spiegel. So fertig und verheult, wie sie jetzt aussah, war sie für Britta kein Beispiel, dass ihr Glaube sie trug und tröstete, dachte sie. Sie wandte sich von ihrem Spiegelbild ab, entriegelte die Badezimmertür und ging, ohne Britta anzuschauen, zurück zu ihrem Bett. Erschöpft legte sie sich hin und drehte sich weg zum Fenster.

»So, ich fahr dann mal wieder«, sagte Achim leise zu Maria, als diese mit den Kindern ein Bilderbuch betrachtete. Er war sehr erleichtert gewesen, dass sich Lilly während der Autofahrt wieder beruhigt hatte und seine großen Jungs, wie es schien, schon sehr vernünftig waren. Außerdem mochten die Kinder Maria ja sehr

gern, und sie kam gut mit ihnen zurecht. »In Ordnung. Grüß Katrin schön und sag ihr doch, dass ich für sie bete.« Die Kinder blickten kaum auf, und Maria bemühte sich auch, sie sofort wieder abzulenken: »Schaut einmal die Katze an! Ob die sich wohl gleich das Wollknäuel angelst? Und guckt mal da ...« Achim ging leise aus dem Kinderzimmer. Maria selbst hatte die Kinder auch gern, das merkte man. Es war von ihr auch echt nett gewesen, gleich anzubieten, den Haushalt weiterzuführen, während Katrin im Krankenhaus sein würde. Dass sie dafür ihren Urlaub opferte!

Als Achim mit dem Auto losfuhr, ging ihm durch den Kopf, wie Katrin ihm einmal unbedacht im Streit vorhielt: »Vielleicht hättest du besser Maria heiraten sollen!« Wie dumm! Aber vielleicht kam so eine Äußerung daher, dass Frauen mit ihrer romantischen Ader tatsächlich an Sandkastenlieben glaubten. Er war so dumm gewesen, dass er ihr mal von dieser Kinderliebe erzählt hatte! Dabei war Maria doch eben einfach Maria – ein Mädchen, das er schon ewig kannte. Aber in Katrin hatte er sich verliebt. So etwas war nicht zu erklären. Gott hatte sie zusammengeführt, und da brauchte man doch solchen Quatsch, er hätte lieber Maria heiraten sollen, nicht einmal zu denken, geschweige denn auszusprechen!

Wie war er denn jetzt überhaupt darauf gekommen? Er musste wohl auch ziemlich erschöpft sein, wenn seine Gedanken derart wanderten. Einen halben Tag hatte er heute noch gearbeitet, und ab morgen würde er erst einmal eine Woche lang Urlaub haben, um für die Kinder und Katrin da sein zu können. In Katrins Gegenwart hatte er sich stets bemüht, zuversichtlich zu sein. Aber wenn er mit sich und seinen Gedanken allein war, ergriff ihn doch immer wieder die Angst um seine Frau. Es war ja nicht einmal selbstverständlich, dass die Operation gut verlaufen würde! Und wenn – und davon ging er eigentlich doch aus –, als wie aggressiv würde sich der Tumor wohl erweisen? Wie würde Katrin die anschließende Chemotherapie verkraften? War es überhaupt richtig, ihr die damit verbundene Quälerei zuzumuten? Oder sollten sie lieber darauf vertrauen, dass Gott sie auch so wieder gesund machen konnte? Fragen über Fragen brachen in Achim auf und hinterließen quälende Ungewissheit. Schluss damit! Er musste doch Katrin Mut machen!

Achim erreichte den Parkplatz der Klinik. Als er dann auf das Gebäude zueilte, spürte er schon wieder den Kloß im Hals. »Herr, bitte hilf mir, dass ich doch zuversichtlich und stark sein kann,

schon allein wegen Katrin!«, flehte er in seinem Innern. In der Empfangshalle blickte er in so manches sorgenvolle Gesicht. Es war verständlich. Und vermutlich blickte er nicht anders drein als die Leute um ihn herum.

Vor dem Aufzug hatte sich bereits eine Menschentraube gesammelt, und so bevorzugte Achim die Treppe, auch wenn er bis in den vierten Stock musste. Als er die Station erreichte, schaute er erschrocken auf die Uhr. Es war schon nach sechs. Bei dem Gespräch mit dem Arzt wollte er unbedingt dabei sein, denn Katrin vergaß oft, wichtige Dinge zu fragen. Er eilte den Gang entlang. Da war ihr Zimmer! Er klopfte kurz und trat gleich ein. »Da ist mein Mann«, hörte er Katrin sagen, als er die Tür von innen schloss. Sie lächelte ihm zu und wirkte dabei recht müde. Der Doktor hatte sich einen Stuhl genommen und saß an Katrins Bett. »Guten Abend«, sagte Achim und reichte dem Doktor die Hand. »Guten Abend, Herr Janson. – Holthöver«, stellte der sich vor und erhob sich kurz. Achim setzte sich zu Katrin aufs Bett und fasste nach ihrer Hand. »Nun, Frau Janson«, begann der Arzt, »Sie haben keine Schmerzen, sagten Sie. Ist das richtig?« Katrin nickte. »Keine wesentlichen. Dort, wo sich der Knoten befindet, ist irgendwie ein Druck da, aber mehr nicht.« Nun nickte der Arzt. Achim wartete angespannt. »Der jetzige Untersuchungsstand sagt uns, dass es sich um ein schnell wachsendes Karzinom handelt, das wir aber anscheinend im Anfangsstadium erwischen. Laut CT hat der Tumor noch nicht in die Lunge oder den Bauchraum gestreut. Auch der sonographische Befund war negativ. Das bedeutet, wir werden eine minimal-invasive Entfernung des Tumors durchführen. Wir brauchen also nur einen Saum gesunden Gewebes zu entfernen, sodass die Brust erhalten wird. So zumindest nach dem jetzigen Untersuchungsstand.« Doktor Holthöver lächelte Katrin zu. »Das hört sich doch gut an, oder?« Auch Achim versuchte ermutigend zu schauen. Im Grunde hörte sich das für die Umstände wirklich ganz in Ordnung an – wenn es wirklich so war, dass der Tumor noch nicht gestreut hatte. Ansonsten wären die Aussichten, da es sich um schnell wachsenden Krebs handelte, denkbar schlecht, so viel konnte er sich auch als Laie denken. Er wollte einfach hoffen, dass der Arzt die Wahrheit sagte. Katrin sagte nur: »Na, da warten wir halt mal ab.« »Sie haben den Aufklärungsbogen über die Operation gelesen? Ich bin dazu verpflichtet, Ihnen trotzdem noch einmal alles zu erzählen. Wenn Sie

Fragen haben, dürfen Sie mich jederzeit unterbrechen.« Achim und Katrin unterbrachen ihn nicht. Die Operation musste sein. Es war im Grunde egal, welche Risiken noch damit verbunden waren. Ohne die Operation hätte Katrin – medizinisch betrachtet – keine längeren Überlebenschancen, da es sich um einen schnell wachsenden Tumor handelte. Wenn es Gott wollte, könnte er sie zwar auch ohne Operation heilen. Doch er hatte ihnen ja nun auch ihren gesunden Menschenverstand und eben die Medizin mit ihren heutigen Möglichkeiten gegeben. Für Achim gab es keine Alternative. »Fragen haben Sie keine mehr? – Gut«, sagte Doktor Holthöver. »Nachher wird noch der Anästhesist vorbeikommen. Wenn kein Notfall dazwischenkommt, sind Sie morgen etwa gegen elf Uhr an der Reihe.« Doktor Holthöver stand auf und verabschiedete sich. Auch Britta nickte er zu. Sie hatte kurz aufgeschaut, als er an ihrem Bett vorbeilief und den Raum verließ, schloss aber gleich wieder die Augen. Achim stand auf und trat ans Fenster, und Katrin ließ sich aufs Kopfkissen sinken. Dann kam Achim zurück zum Bett und setzte sich auf den Stuhl, auf dem zuvor der Doktor gesessen hatte. »Das war jetzt nicht die schlechteste Nachricht, oder?«, meinte er, und Katrin nickte. »Ich soll dich von Maria grüßen«, sprach Achim weiter. »Und gestern in der Bibelstunde wurden mir von der Gemeinde Grüße aufgetragen. Sie beten alle für dich, ich schätze mal, ohne Ausnahme.« »Danke«, antwortete Katrin. »Das merke ich. Wegen der OP bin ich natürlich aufgereggt, aber irgendwie vertraue ich doch darauf, dass Gott über mir wacht und nur das passiert, was er will. Aber weißt du, was mich auch irgendwie umhaut? Die ganze Anteilnahme der Geschwister aus der Gemeinde!« Achim schaute sie fragend an. »Aber das ist doch schön, dass sie nach dir fragen und für dich beten, oder? Es soll ja auch so sein in einer richtigen Gemeinde. Du betest doch auch für andere.« »Ja, klar«, beließ es Katrin nun dabei. Allerdings rollte sie sich zusammen und wischte sich verstohlen ein paar Tränen von der Wange. Was hatte sie nur? Achim überlegte still. Vielleicht war sie ja einfach überwältigt, weil sie bislang dieses Tragen durch die Gemeinde für sich selbst noch nicht in dem Ausmaß in Anspruch genommen und erfahren hatte? Und auch in ihrer Kindheit hatte sie ja keine richtige Fürsorge kennengelernt. Ihre Mutter hatte sie ja nun im Grunde gar nicht gekannt, und ihr Vater war schon zu ihren Teenager-Zeiten zum Alkoholiker geworden, der sich von seiner Tochter tragen und

päppeln ließ, anstatt dass er ihr Halt und Geborgenheit gab. Achim war froh gewesen, dass sie den Kontakt zu ihm so gut wie abgebrochen hatte. Dass er sich gerade jetzt wieder hatte melden müssen, wo bei Katrin die Krankheit ausgebrochen war! Katrin hatte ihrem Vater davon aber nichts erzählt, als sie ihn neulich an jenem Samstag besucht hatte. Das war auch besser so. Er hatte sie schließlich immer wieder enttäuscht und würde ihr jetzt plötzlich erst recht nicht gut tun. Eher hatte er ihr immer nur zusätzlichen Kummer bereitet, wenn sie sich doch wieder auf seine Beteuerungen eingelassen hatte, er würde keinen Tropfen mehr anrühren. Das würde sicher auch jetzt wieder so sein. Von Achim würde der deshalb auch nichts erfahren!

Bei Katrin liefen die Tränen weiter. »Mensch, was ist denn los?«, fragte Achim nun besorgt. »Kriegst du Angst?« Er setzte sich zu ihr aufs Bett und ergriff die Hand, die sie sich vor die Augen hielt. »Ich glaube, bei mir schwappen einfach die Emotionen über«, murmelte sie leise. Achim warf einen kurzen Blick zu Britta hinüber. Sie nahm keine Notiz von ihnen, lag einfach da mit geschlossenen Augen. Schief sie, oder wollte sie es ihnen ermöglichen, sich einigermaßen privat und ungestört zu fühlen? Katrin setzte sich auf und schnäuzte sich. »Hat sich eigentlich mein Vater noch mal gemeldet?«, fragte sie abrupt. »Nein«, antwortete Achim. Katrin sprang zum nächsten Gedanken. »Meinst du, das klappt mit den Kindern?« »Nee«, gab Achim zur Antwort. »Ha, ha, ha«, machte Katrin. »Du kannst nicht verstehen, dass ich mir um sie Gedanken mache, was?« »Doch. Das war blöd von mir«, lenkte Achim ein. »Weißt du, wie schrecklich für mich die Situation heute Nachmittag war, gerade mit Lilly? Ich habe erst mal geheult, als ihr weg wart. Mir wurde zwar klar, dass ich die Kinder eben loslassen muss. Aber weißt du, wie schwer das ist für 'ne Mutter, die sich sonst um jedes bisschen kümmert?« »Ich weiß es natürlich nicht. Aber ich kann es mir einigermaßen vorstellen. Das war vorhin von mir nur so dahergesagt«, betonte Achim noch einmal. »Und es war falsch. Okay?« »Ja, schon gut«, lenkte jetzt auch Katrin ein. »Bringst du denn gleich die Kinder ins Bett, damit es heute für sie erst einmal einigermaßen normal ist?« »Kann ich machen«, meinte Achim, obwohl er eigentlich vorgehabt hatte, den Abend noch bei ihr zu bleiben, um einfach für sie da zu sein und sie abzulenken oder mit ihr zu beten. Ein bisschen fühlte er sich nun zurückgewiesen. Aber vielleicht war gerade dieses Ver-

halten typisch für eine Mutter: Das Wohl der Kinder war wichtiger als das eigene. Wahrscheinlich wäre er egoistischer. »Ich hätte dich schon auch gerne hier«, sagte Katrin nun, als hätte sie seine Gedanken lesen können. »Aber es hilft mir, wenn ich weiß, dass die Kinder gut von dir gut versorgt sind.« »Okay«, erwiderte Achim. Er überlegte, ob sie gemeinsam beten sollten, obwohl Britta ja mithören konnte, wenn sie wach war. Ach, er hatte ganz vergessen zu fragen, wie das eigentlich mit der Computertomographie gelaufen war. Nun unterließ er es auch, denn wenn er die Kinder ins Bett bringen sollte, musste er sich tatsächlich beeilen. So sagte er: »Dann beten wir jetzt aber noch zusammen!« »Ja, gern«, stimmte Katrin sofort zu. Achim rutschte noch einmal umständlich auf seinem Stuhl hin und her, wie um die bestmögliche Sitzposition zum Gebet zu finden. Es war ihm bewusst, wie traurig es war, dass er selbst in einer solchen Lage noch Menschenfurcht hatte und ihn der Gedanke, was wohl Katrins Zimmerkollegin denken mochte, aufhalten wollte. »Herr Jesus, verzeih mir bitte«, dachte er und überwand sich. »Herr Jesus Christus«, betete er, »danke, dass auch allein menschlich gesehen die Chancen gut sind, dass Katrin wieder ganz gesund wird. Allerdings kannst du sie sowieso gesund machen. Das glauben wir fest. Aber wir wollen dich bitten, dass alles so geschieht, wie du es willst, und besonders, dass wir alles – wie auch immer es ausgeht – annehmen können. Bitte lass Katrin ruhig sein und lenke morgen die Hände der Ärzte. Amen.« Katrin schloss sich mit ihrem Gebet an: »Herr Jesus, ich habe Angst vor der OP, auch dass vielleicht irgendwas nicht klappt – oder wie ich danach aussehe, wenn plötzlich doch mehr entfernt werden muss. Ich habe Angst vor den Schmerzen und auch davor, wie es weitergeht. Bitte hilf mir! Lass mich nicht vergessen, was du aus Liebe zu uns ausgehalten hast! Du hast dich wegen unserer Schuld ans Kreuz nageln lassen. Lass mich daran denken, Herr! Und ich werde einmal bei dir sein, Herr. Dafür danke ich dir! Wir halten uns immer so fest an unserem bisschen Leben. Aber das ist ja nicht alles! Das Beste kommt ja wirklich noch. Und das ist schön, Herr Jesus, danke! Amen.« Wieder hatte Katrin Tränen in den Augen, doch sie hielt sie zurück. Sie setzte sich auf und legte die Arme um Achim. Der ließ seinen Kopf in Katrins Schoß sinken, denn nun kämpfte er mit den Tränen. Auch er musste loslassen und fest darauf vertrauen, dass – wie auch immer der weitere Verlauf sein würde – Gott seinen Kindern alles zum Besten dienen ließ. Katrin

strich ihm übers Haar. Achim setzte sich nun auf, drückte Katrin fest, gab ihr dann einen Kuss auf den Mund und sagte: »So, ich fahr dann mal. Was machst du noch?« »Nicht mehr viel«, antwortete Katrin. »Ich krieg bestimmt auch gleich so 'ne Beruhigungsspihle, und dann döse ich erst vor mich hin, und schließlich schlafe ich durch bis morgen früh. Ach, außerdem enthaaren die mich gleich noch mal ganz erstklassig unter den Achseln – ein Extra-Service. Hat man, glaube ich, nur bei dieser OP. Gib den Kindern noch mal 'nen Kussi von mir!« Katrin küsste nun ihrerseits ihren Mann noch einmal zärtlich und strich ihm mit beiden Händen über die Wangen. Achim bemühte sich um ein Lächeln. Sarkasmus und Selbstironie waren bei Katrin kein schlechtes Zeichen. »Gute Nacht«, sagte er, stand auf, ging zur Tür und drehte sich noch einmal um. »Schlaf schön! Bis morgen früh! Da komme ich noch einmal. Ich will ja sehen, ob die Beruhigungsspihle wirkt ...« »Bestimmt!«, grinste Katrin und verdrehte die Augen. »Gute Nacht!« Achim warf einen Blick hinüber zu Britta, doch sie hatte die Augen immer noch geschlossen. Er winkte seiner Frau noch einmal und verließ dann das Zimmer.

»Britta?«, flüsterte Katrin leise. »Hm?« Britta drehte sich in ihrem Bett auf die andere Seite hinüber zu Katrin. »Wie geht's denn mittlerweile? Ich habe schon gedacht, es wäre irgendwas mit dir, weil du dich gar nicht mehr geregt hast.« »Hast wohl gedacht, ich wäre schon tot, was? Das Dumme ist, bei Krebs geht das nicht so schnell«, erwiderte Britta lakonisch. »Ich wollte wissen, wie es dir geht«, betonte Katrin. »Du musstest heute so viel brechen und mit einem Mal nicht mehr. Das ist doch schon mal gut, oder?« »Klar, bei so einer Krankheit gibt man sich schon mit kleinen Dingen zufrieden.« Katrin wusste nun keine rechte Antwort mehr. Es schien alles falsch zu sein, was sie sagte. Weshalb war Britta nun so bissig? Sie konnte doch auch nichts für Brittas Krankheit. Und so wie ihr würde es Katrin vermutlich demnächst auch gehen, wenn sie mit den Chemotherapien an der Reihe war. Nach einem unangenehmen Schweigen ergriff nun Britta das Wort. »Ich weiß, dass du's gut gemeint hast.« Wieder war Schweigen. Katrin wartete, ob Britta noch etwas sagen würde, aber es kam nichts mehr. Sie beschloss, doch noch einmal einen Vorstoß zu wagen. »Ich habe für dich gebetet, dass die Übelkeit aufhört. Damit will ich nicht sagen, dass ich was für dich getan habe. Aber ich habe den Eindruck,

Gott hat etwas für dich getan.« »Hm«, machte Britta. In dem Moment klopfte es kurz an der Zimmertür, und Schwester Jutta kam herein. »Frau Janson, Sie werden noch schick gemacht für morgen. Machen Sie bitte den Oberkörper frei!« Sie legte die Utensilien auf Katrins Nachttisch ab, trat dann aber erst an Brittass Bett. »Und wie geht's Ihnen jetzt, Frau Uhl sieck? Der Tropf ist seit gut zwei Stunden ab, oder?« »Muss mich wohl ausgekotzt haben. Jedenfalls kommt seit 'ner Stunde nichts mehr. Eigentlich komisch, wo sich nun die volle Ladung von dem Zeug in meinem Körper verteilt«, antwortete Britta. »Na, das ist doch schon mal gut«, sagte Schwester Jutta und wandte sich nun Katrin zu. »Diese Beruhigungstablette schlucken Sie bitte vor dem Schlafengehen.« Sie stellte Katrin ein kleines Gläschen mit einer weißen Pille darin auf den Nachttisch. Unweigerlich würde es also nun auf die Operation zugehen. »Eigentlich könnte ich mich doch auch selbst rasieren, oder?«, fragte Katrin. »Ich bin dazu eingeteilt, wissen Sie, und außerdem müsste ich sowieso noch einmal nachrasieren. Da mache ich das jetzt schnell, ja?« Katrin zuckte mit den Achseln und zog sich wieder einmal obenherum aus. Die Schwester tat ihre Arbeit, bemühte sich um Small-Talk über Kinder, Wetter und Fernsehen und sagte abschließend: »Lassen Sie sich ruhig von der Nachtschwester noch eine Schlaftablette geben.« »Ach, die brauche ich nicht«, erwiderte Katrin. »Also – gute Nacht!«, sagte Schwester Jutta nur, nickte beiden Frauen zu und ging. »Schwester Jutta ist eigentlich ganz nett, oder?«, meinte Britta. Katrin zögerte mit einer Antwort, denn gerade hatte sie gedacht, wie traurig es war, dass sich mit Krebskranken über so belangloses Zeug unterhalten wurde! Das waren doch Menschen, die vielleicht nicht mehr lange zu leben hatten, die Trost und Zuspruch brauchten und aufgezeigt bekommen mussten, wie sie mit Gott ins Reine kommen konnten. Aber da diese Schwester vermutlich selbst nicht an Jesus Christus glaubte, hatte sie dementsprechend auch nichts weiterzugeben. Nett war sie, klar. Katrin nickte also, als sie aufstand und in Richtung Bad ging, um sich für die Nacht fertig zu machen. Vor Brittass Bett blieb sie stehen, schaute diese freimütig an und sagte: »Ich bete für dich.« »Was soll ich dazu sagen?«, erwiderte Britta. »Kannste ja ruhig machen. Ich wünsche dir aber auch, dass das morgen gut läuft! Und dass du schlafen kannst!« »Danke! Dir auch gute Nacht!«, antwortete Katrin und war froh, dass Britta nun wieder einigermaßen normal reagierte.

Als Katrin wieder aus dem Bad kam, quälte sich Britta mühsam aus dem Bett, um zum Klo zu gehen. »Kommst du klar?«, fragte Katrin. »Geht schon. Sonst kann ich ja auch nach 'ner Schwester klingeln.« Also legte sich Katrin hin. Sie schluckte die kleine weiße Pille und betete noch. Und als die Nachtschwester ins Zimmer schaute und Britta ins Bett half, war sie bereits eingeschlafen.

7. Kapitel

Maria wollte doch längst da sein. Wo blieb sie nur? Die Kinder waren zwar auch noch nicht fertig mit ihrem Frühstück, doch er wollte nun endlich losfahren. Es war doch schon fast neun! Da hielt ihr Auto an der Straße. Achim ging gleich zur Tür und machte auf. »Na, wartest du schon?«, fragte Maria, als sie auf die Tür zu-eilte und sah, dass er schon die Jacke übergezogen hatte. »Ach, ja, so 'n paar Minuten.« »Aber ich bin doch nicht zu spät, oder?« Maria schaute auf ihre Uhr und gab dann Achim zur Begrüßung die Hand. »Ein bisschen schon«, erwiderte Achim und ging ihr voran zur Wohnung. »Meinst du, du kommst dann klar? Ich will sofort losfahren«, sagte Achim. »Ja, sicher.« Maria betrachtete ihn aus den Augenwinkeln, als er sich vorm Spiegel mit der Hand durchs Haar fuhr. Er war nach wie vor ein hübscher Kerl mit dem dunklen Haar und den fast schwarzen Augen. »Hallo Maria!«, rief da Lilly, die in den Flur gehüpft kam. »Hallo, du Süße«, sagte Maria und ging in die Hocke, um Lilly die Hand zu geben. »Komm, wir können was pielen«, meinte Lilly gleich. Florian kam nun auch, und dann Lars. »Und ihr zwei?«, fragte Maria. »Spielt ihr auch mit?« »Ja!« Beide hopsten ins Kinderzimmer, und Lilly tat es den Jungen nach. »Na, dann ist ja alles klar«, sagte Achim. »Du bringst sie dann ja auch heute Abend im Zweifelsfall ins Bett, oder?« »Ja sicher, keine Sorge«, lächelte Maria ihn an. »Sag Katrin noch einmal einen Gruß!« »Gut. Bis dann.« Noch einmal ging sich Achim vor dem Garderobenspiegel mit der Hand durchs Haar und verließ dann ohne weitere Verabschiedung von den Kindern die Wohnung. Er wollte um jeden Preis vermeiden, dass die Kinder nun nach der Mutter fragten oder gar noch quengelten, er solle sie mitnehmen. Und Maria machte ihre Aufgabe, die Kinder abzulenken, wirklich gut.

Als Katrin aus dem Bad kam, lag schon das OP-Hemdchen auf ihrem Bett. »Du sollst dich jetzt schick machen, hat Schwester Anna gesagt. Vielleicht bist du schon früher dran«, erklärte ihr Britta, der es heute deutlich besser ging. Sie stand am Fenster, hatte das Geschehen draußen beobachtet und drehte sich nun zu Katrin um. »Wird schon alles gut gehen«, sagte sie. »Guck mich an: Ich bin auch noch da.« Katrin setzte sich auf ihr Bett und fragte:

»Du hast gestern gesagt, dass du als Erstes Brustkrebs hattest. Haben sie dir auch nur den Tumor entfernt?« Britta schüttelte den Kopf. »Amputation«, erwiderte sie. »Mein Gynäkologe hatte den Ultraschall nicht richtig ausgewertet, da bin ich ziemlich sicher. Von der ersten Untersuchung bis zur gesicherten Diagnose waren anderthalb Jahre vergangen. Erst als ich den Arzt gewechselt habe, kam heraus, dass es sich tatsächlich um einen Tumor handelte. Der andere Arzt hat sofort noch eine Mammographie machen lassen, weil Ultraschall seiner Ansicht nach zu ungenau war. Der Witz ist ja, dass der erste Gynäkologe meinte, ich hätte lediglich eine Krebsphobie. Wenn der nicht so unfähig gewesen wäre, hätte der Krebs wohl nicht gestreut, und die Amputation hätte vermieden werden können! Du kannst dir gar nicht vorstellen, was ich dem Kerl wünsche!« Britta redete sich in Rage, und Katrin tat es schon wieder leid, dass sie so neugierig nachgefragt hatte. Doch die Frage, wie sie psychisch damit zurechtkäme, wenn ihr selbst vielleicht doch die Brust abgenommen werden müsste, beschäftigte sie nach wie vor. Allein die Vorstellung fand sie schon schrecklich. Aber sie musste Gottes Verheißung vertrauen, »dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen« (Römer 8,28). Sie musste die Entscheidung treffen, ihm zu vertrauen und alles – wirklich alles – loszulassen. Sie wollte es auch und konnte jetzt nur noch hoffen, dass Gott ihr dazu half und sie sich einfach in seine Arme fallen lassen konnte. Zu mehr war heute Morgen keine Kraft mehr. Doch ihre Gedanken wanderten noch einmal zu Britta. Bei ihr war es wirklich ganz übel gelaufen. So etwas sollte doch gar nicht vorkommen dürfen! Da hatte der Arzt auf ihre Kosten geschlampt. Und die Kosten waren unwahrscheinlich hoch! »Das ist ja wirklich ganz schrecklich!«, sagte Katrin. »Und so etwas sollte es nicht geben.« »Nein, sollte es nicht. Und ganz ehrlich: Dem Arzt wünsche ich Krebs. Und dann würde ich noch einmal zu ihm gehen und fragen: Leiden Sie auch an einer Krebsphobie?« Britta lachte zynisch. »Aber mach dir nun keine Gedanken. Vielleicht hilft ja deine Beterei, und bei dir läuft alles glatt. Du musst dich übrigens wieder legen, damit die Beruhigungstablette wirkt und alle Körperfunktionen runterfahren können.« Die raue Britta wurde nun fast fürsorglich. Katrin zog ihr Hemdchen an, legte sich hin und zog sich die Decke bis zur Nasenspitze, da sie nun zu frieren begann. Britta deutete ein Lächeln an, dass vielleicht sogar dazu gedacht war, Katrin Mut zu machen, und ging dann ihrerseits ins Bad.

Katrin zitterte richtig, so sehr fror sie nun. Sie wickelte sich noch fester in die Decke ein. Ganz allmählich wurde es ihr doch angenehmer, und sie entspannte sich. Sie wurde froh darüber, dass sie wissen durfte, es wurde für sie gebetet und sie war in Gottes Hand und nicht in der Hand von Menschen. Die Strophe eines Liedes, das im Gottesdienst häufig gesungen wurde, fiel ihr ein: »Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden. Du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden. Ich bin dein, weil du dein Leben und dein Blut mir zugut in den Tod gegeben.« Es war sonderbar. Wenn ihr in der letzten Zeit vor der OP solche Verse wie dieser begegnet waren, hatte sie überlegt, ob die sie wohl aufs Sterben vorbereiten sollten. Oder wollte Gottes Gegenspieler, der Satan, sie verunsichern? War das eine Anfechtung? Es war jetzt egal. Wenn es Gott so wollte, war sie nun bereit, alles loszulassen – wenn auch schweren Herzens ... Doch sie wusste nun sicher: Sie würde dann bei Gott sein. Was konnte ihr letztendlich Besseres passieren? Es war schließlich sowieso das Ziel, auf das sie hinlebte! Obwohl Katrin nun allmählich schläfrig wurde, staunte sie über ihre eigenen Gedanken. Wirkte die weiße Pille, oder war es Gott, der sie trug? Sie war sich sicher, dass ihr plötzlicher innerer Frieden wieder ein Wunder war, das Gott an ihr wirkte. Sie nahm das Andachtsbuch vom Nachttisch und bemühte sich, zumindest den Bibelvers noch einmal konzentriert zu lesen. Das war tatsächlich der Bibelvers für heute? Aber doch, Wochentag, Monat, alles stimmte! Erstaunt registrierte sie, dass man den Eindruck gewinnen konnte, diese Andacht wäre nur für sie bestimmt gewesen. Denn der Vers für heute lautete: »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen« (Psalm 118,17). Katrin las noch einmal und noch einmal. Konnte das eine Zusage sein, dass sie gesund werden würde – dass sie gesund werden würde, um anderen Menschen von Jesus zu erzählen? Aber das hatte sie doch bisher auch getan! Allerdings war ihr nicht wirklich klar gewesen, dass allein das der Sinn ihres Lebens war: die Werke des Herrn verkündigen! Zu Gottes Ehre leben! Es war schon sonderbar. Nun, wo in Katrin alle Kämpfe zum Stillstand gekommen waren – die Sorge um die Kinder war das letzte heftige Gefecht gewesen –, begegnete ihr diese Verheißung. »Ach, Herr«, betete sie. »Es wäre so schön, wenn das eine Verheißung für mich wäre. Wie auch immer ... Ich möchte mich, Achim und die Kinder dir anbefehlen ...« Sie hatte ihr Amen in Gedanken noch nicht ausgesprochen, da klopfte es an

der Tür, und Achim trat ein. »Hallo!«, sagte Katrin leise, aber erfreut. »Das ist schön, dass du da bist! Ich komme nämlich vielleicht früher dran.« Achim kam zu ihrem Bett und küsste sie zur Begrüßung. »Guten Morgen, mein Schatz«, sagte er. »Ist Britta schon nach Hause?« »Nee, die ist im Bad. So 'ne Krankheit hat übrigens auch ihre guten Seiten.« Katrin wartete mit näheren Ausführungen, bis Achim fragend die Augenbrauen hob. »Du gibst mir immer einen Kuss zur Begrüßung.« Achim grinste. »Gut, dass du noch zu Witzchen aufgelegt bist. Hast du in der Nacht schlafen können?« Katrin nickte. »Ich habe durchgeschlafen. So allmählich werde ich jetzt auch wieder so dusselig von dieser Beruhigungsspielle. Vorhin habe ich nämlich auch noch mal eine gekriegt.« »Mach ruhig die Augen zu«, sagte Achim. Er nahm ihre Hand in seine. »Was machen die Kinder?«, fragte Katrin und legte sich zurück auf ihr Kissen. »Denen geht's gut. Ich habe mich vorhin ganz unauffällig aus dem Staub gemacht, damit sie nicht mitkriegt, dass ich zu dir fahre. Maria hat gleich mit ihnen gespielt und sie abgelenkt. Das funktioniert mit den vieren.« »Ach, das ist gut.« Katrin war erleichtert.

Britta kam aus dem Bad. »Morgen!«, sagte sie zu Achim, und der antwortete ebenso: »Morgen! Und, geht's heute besser?« »Heute ist es okay«, meinte Britta. »Ich werd jetzt auch gleich mal spazieren gehen – auf dem Gang! Wenn mein Kreislauf stabil bleibt, lassen die mich wahrscheinlich schon heim!« Und schon war sie zur Tür hinaus. Kaum war diese geschlossen, ging sie auch schon wieder auf. »So, Frau Janson, es geht los!« Schwester Anna und die junge Praktikantin traten an Katrins Bett, und Achim erhob sich ruckartig. Dann beugte er sich aber noch einmal zu Katrin hinunter und küsste sie. »Bis später dann«, sagte er. Katrin fragte die Schwestern: »Ab wann bin ich dann ungefähr wieder hier? Nicht, dass mein Mann hier unnötig wartet.« »Vor fünfzehn Uhr braucht er nicht hier zu sein. Das dauert alles seine Zeit. Im Aufwachraum wird Ihre Frau auch eine Weile sein«, wandte sich die Schwester direkt an Achim. »Sie können aber auf Station anrufen und nachfragen, wie weit alles ist.« Schwester Anna nickte Achim zu, und dann löste sie die Bremsen des Bettes. Katrin setzte sich noch einmal auf, um Achim zuzulächeln. Sie war aufgeregt, doch nicht ängstlich. Wenn Gott sie weiterhin trug, würde alles auszuhalten sein. Und warum sollte er das nicht tun? Sie war ja sein Kind! Schwester Anna und die Praktikantin schoben sie zügig aus dem Zimmer und den Gang entlang.

Der Weg bis zur Schleuse, wo sie auf eine andere Liege wechseln musste, erschien ihr weit, verworren und kurz zugleich. »So, alles Gute!«, sagte Schwester Anna, und die Praktikantin sagte das Gleiche: »Alles Gute, Frau Janson.« »Danke«, erwiderte Katrin. Dann wurde sie von zwei Pflegern geflüsterte Gänge entlang weitergeschoben. Der eine sagte: »Schieben Sie sich doch bitte rechts die Haarsträhne noch unter Ihr Häubchen.« »Sehe ich dann besser aus?«, fragte Katrin und grinste leicht. »Das ist ja gut. Sie machen noch Witze. Besser geht's ja gar nicht!« Der andere Pfleger lachte. »So, Frau Janson, viel Glück!« Nun wurde sie vom Narkosearzt in Empfang genommen. Sie sah eine Uhr, Apparaturen, Gesichter mit Mundschutz, Augen, die sie aufmerksam betrachteten. »Welchen Arm sollen wir nehmen?«, wurde sie gefragt. Sie streckte den linken hin, und schon war er abgebunden, und die erste Braunüle fand den Weg in ihren Handrücken. Dann folgte die nächste und die nächste. Es roch nach Desinfektionsmitteln. »Na, prima, das haben wir schon«, meinte der Anästhesist zufrieden. In dem Moment ging die Schiebetür zum OP auf, das Licht wurde noch greller, und eine Schwester fragte: »Sind wir so weit?« Katrin war es kalt. Sie wurde in den Saal geschoben, und die Augen der Schwester über dem Mundschutz lächelten ihr zu. Der Narkosearzt beugte sich über sie und fragte: »Und, Frau Janson, Sie können doch bestimmt gut kochen, oder?« »Ach ja, es geht so«, antwortete Katrin, und der Doktor fuhr fort: »Wissen Sie, letztens wollte ich meine Frau mit einem Burgunderbraten überraschen, aber er hat fürchterlich geschmeckt. Ich frage mich heute noch, was ich eigentlich falsch gemacht habe ...« »Sie kochen daheim?«, fragte Katrin zurück. »Das müssten Sie mal meinem ...« Und dann wirkte das Narkosemittel.

Achim hatte einen kleinen Moment im Zimmer an der Stelle verharrt, wo eben noch Katrins Bett gestanden hatte. Was sollte er in den verbleibenden fünf Stunden machen, bis Katrin dann hoffentlich wieder im Zimmer sein würde? Er musste sich irgendwie ablenken. Nach Hause wollte er auf keinen Fall, damit die Kinder durch seine Aufregung nicht mitbekamen, wie ernst es tatsächlich um die Gesundheit ihrer Mutter stand. Er beschloss, durch den nahe gelegenen Stadtpark zu laufen, denn das Wetter war ja eigentlich ganz schön.

Als er das Krankenhaus verließ, verdeckte nur ab und an einmal ein Wölkchen die Sonne. So ließ er das Auto stehen und lief

zu Fuß das kleine Stück an der Hauptstraße entlang, um dann rechter Hand am Südtor in den Stadtpark einzubiegen. Ein paar große alte Eichen standen hier und warfen mit ihrem frisch sprießenden Laubwerk Schattenmuster auf den Weg, doch das störte Achim beim Laufen nicht; seine Gedanken beschäftigten ihn zu sehr. Katrin würde nun wohl einige Torturen durchmachen müssen, und wahrscheinlich war dieser Krankenhausaufenthalt mit seinen Untersuchungen und der Operation erst der Anfang. Er hoffte, dass all das auch wirklich helfen würde, ihr Leben nicht nur zu verlängern, sondern sie wieder gesund zu machen. Für das nächste halbe Jahr wären dann vielleicht Chemotherapien oder Bestrahlungen dran, die ja nicht nur den Krebs bekämpfen würden, sondern auch die gesunden Körperzellen, und die somit Katrin weiter schwächen würden. Krebs war so eine widerliche Krankheit, dass man gar nicht wusste, welche Behandlung wirklich sinnvoll war. Denn jede Krebsbekämpfung war doch irgendwie auch ein Kampf gegen den ganzen Körper. Warum musste Katrin auch diese Krankheit bekommen? Hoffentlich lief wenigstens bei der Operation jetzt alles glatt! Nicht, dass es da noch Komplikationen gab! Auch Ärzte waren Menschen und machten immer wieder Fehler. Achim versuchte sich damit zu beruhigen, dass in der Gemeinde für Katrin gebetet wurde, ganz besonders auch heute. Letzten Endes bestimmten nicht die Ärzte den Ausgang, sondern Gott allein. Und nur das war wichtig: dass Gott den Ausgang bestimmte, und dann würde alles recht sein. Nirgendwo in der Bibel war den Christen verheißen, dass sie stets gesund sein oder von jeder Krankheit geheilt würden, Achim wusste es ja. Theoretisch war ihm klar, dass sie Gott verherrlichen sollten mit ihrem Leben – und wenn es sein sollte, auch mit ihrem Leiden oder Sterben, und zwar einfach dadurch, dass sie in jeder Situation Jesus Christus vertrauten. Und doch sträubte sich alles in ihm dagegen, dass der Mensch, den er am meisten liebte, Gott durch Leiden verherrlichen sollte! Und die Kinder! Die mussten doch mitleiden! Verlangte Gott nicht Menschenunmögliches, wenn er dazu Ja sagen sollte?!

Es war kühl geworden im Stadtpark, denn die Sonne drang nicht mehr recht durch das Laubwerk hindurch. Oder waren Wolken aufgezogen? Achim beschloss nun lieber den Weg in die Stadt einzuschlagen. Er konnte dort etwas trinken und essen, denn was nützte es Katrin, wenn er nachher müde und schlapp war, wenn sie aus dem OP kam? Tatsächlich zogen Regenwolken auf. Die ersten

Tröpfchen konnte Achim auf den Händen spüren, als er zurück zur Straße gekommen war, wo keine Bäume mehr schützten. Mit eiligen Schritten lief er nun Richtung Innenstadt, um vor dem großen Regen einen sicheren Unterstand zu finden. Die Tropfen fielen nun dichter, und Achim begann zu rennen. Er hatte keinen Schirm und würde sich den ganzen Tag in der nassen Kleidung aufhalten müssen. Kurz bevor der Guss so stark wurde, dass nicht einmal mehr ein Schirm geholfen hätte, erreichte Achim die Einkaufsstraße, wo die Markisen der Geschäfte und manche Vordächer Schutz boten. Er lehnte sich an einen Pfosten, beugte sich vor und schüttelte sich die Haare wie ein nasser Pudel sein Fell. Dann zog er die nasse Jacke aus und war froh, als er feststellen konnte, dass das kurzärmelige Hemd einigermaßen trocken geblieben war. Eine junge Frau, die an ihm vorbeilief, meinte grinsend zu ihm: »Na, gerade noch so geschafft, was?« So etwas hätte auch Katrin zu einem wildfremden Menschen gesagt, da hatte sie keine Scheu! »Kann man so sagen«, antwortete Achim. Dann suchte er das nächste Bistro dieser Straßenseite auf, um sich aufzuwärmen.

Als er einen Tee und ein appetitlich belegtes Baguette vor sich stehen hatte, fingen die Gedanken in seinem Kopf wieder an zu kreisen. Doch schließlich konnte sich Achim nicht länger der Erkenntnis entziehen, dass Gott in seinem Wort tatsächlich menschlich Unmögliches verlangt. Er musste Katrin im Vertrauen auf Gottes Souveränität und Liebe loslassen, damit Gott sie – wie auch immer – zu seiner Ehre gebrauchen konnte!

Als Achim aus dem Fenster schaute, hatte der Regen aufgehört, die Leute hatten ihre Schirme wieder geschlossen, und die gleiche Geschäftigkeit wie sonst auch war wieder eingetreten. Achim wollte nicht wie vorher weitermachen. Er wollte seine Sorge, seinen Schmerz, an Gott abgeben. Er wollte darauf vertrauen, dass Gottes Kindern alles zum Besten dient, wirklich alles (Römer 8,28). »Herr, ich will es können, aber ich kann es nicht. Kannst du es in mir wirken?«, betete er traurig.

Sie waren schnell hineingelaufen, als der Regen so plötzlich einsetzte, aber doch nicht schnell genug. Die Kinder waren erstaunt gewesen, wie nass sie von den sintflutartig herabprasselnden Regentropfen geworden waren, und hatten es deshalb aufgegeben, sämtliches auf der Wiese verstreut liegende Spielzeug in die Kiste zu retten.

Nun hingen die nassen Sachen über dem Wäscheständer im Hauswirtschaftsraum, die Kinder malten und hörten Kassette, und Maria war damit beschäftigt, ein leckeres »Kinderessen« zu kochen: Nudeln mit Tomatensauce. Sie war keine gute Köchin; dazu fehlte ihr die Übung, denn nur äußerst selten schaffte sie es daheim, ihre Mutter aus der Küche zu vertreiben. Nudeln mit Soße waren natürlich kein Problem, dann noch ein wenig Salat dazu, das bekam sie auch noch hin. Die arme Katrin lag jetzt sicherlich unterm Messer. Die Vorstellung, dass an der Brust herumgeschnippelt werden musste, fand Maria schrecklich. Hoffentlich musste sie ihr auch wirklich nicht abgenommen werden, und überhaupt: Hoffentlich verlief die Operation auch reibungslos! Denn schließlich war eine Operation immer auch mit einem Risiko verbunden. Sie waren immer ein gutes Gespann gewesen – Achim, Katrin und sie. Bloß diese eine Freizeit nach Tschechien, an der sie alle drei teilgenommen hatten, hatte alles verändert. Da waren sich Achim und Katrin nähergekommen, so nahe, dass sie schon drei Monate später ihre Verlobung bekannt gaben. Es war schade, denn ab da war es zwischen ihnen nicht mehr wie vorher gewesen. Ein Jahr später hatten die beiden dann geheiratet, und Maria hatte sich bemüht, diese Führung aus der Hand Gottes zu nehmen. Es war nicht leicht gewesen, aber sie hatte es geschafft, und es war wieder ähnlich wie vorher geworden. Es wäre schlimm, wenn Katrin sterben müsste! Maria schüttete die Nudeln in ein Sieb, damit das kochende Wasser ablaufen konnte, und schreckte sie dann wiederum mit kaltem Wasser ab. Dann schüttete sie die Nudeln zurück in den Topf und stellte diesen wieder auf die warme Herdplatte. Sie rührte den Salat um, und dabei fiel ihr auf, dass sie gerade heute am OP-Tag noch gar nicht für Katrin gebetet hatte. Immer, wenn sie es dann nachholen wollte, war etwas mit den Kindern, oder ihr fiel ein, dass die Wäsche noch aufgehängt oder eine neue Maschine mit Wäsche angestellt werden musste. Es war tatsächlich so, wie Katrin es oft an ihrer Situation als Hausfrau und Mutter bemängelt hatte: Ständig gab es irgendwelche Handgriffe zu erledigen, die sich in einer Weise häuften, dass man pausenlos beschäftigt war, sich aber dennoch nach einer Weile fragte, was man eigentlich den ganzen Tag über getan hatte. Maria ging es heute nicht anders. Aber die Kinder waren sehr lieb. Gerade ließ Maria sie eine Kassette anhören, und so war nun ja eigentlich zumindest die nötige Stille da zum Beten. Also musste sie jetzt ein-

mal die Arbeit einfach liegen lassen. Sie ging hinüber ins Wohnzimmer und machte es sich in einem Sessel bequem. Dann faltete sie die Hände und bat halblaut murmelnd darum, dass Gott doch die Hände der Ärzte lenken möge und alles gut werden ließe. Aber mit einem Mal stockte sie, verwirrt von den Gedanken, die sich bei ihr eingeschlichen hatten. Was brach da in ihr auf?! Es wäre eigentlich so schlimm nicht, wenn Katrin sterben würde?! So waren ihre wirklichen Gedanken! Katrin war doch sowieso immer so unzufrieden mit ihrer Situation. Wenn Katrin nicht mehr wäre, könnte ja vielleicht sie ... Die Kinder mochten sie ja. Und Achim mochte sie doch auch ... Vielleicht, wenn Katrin gar nicht gewesen wäre ... Maria rieb sich mit den Fingerspitzen die Stirn, wie um diese Gedanken wegzustreichen. Aber es wurde immer schlimmer! Maria kannte sich selbst nicht mehr. Sie hatte doch alles bewältigt geglaubt! Sie versuchte einfach weiterzubeten. Aber dann stand sie ruckartig auf. So ging das nicht! Sie wurde ja noch ganz irr! Was war bloß los mit ihr? Wahrscheinlich ging es ihr einfach nicht gut. Vielleicht wurde sie krank. Sie würde die alten Jansons anrufen, ob die kommen könnten. Ja, sie wurde wahrscheinlich wirklich krank, eine Grippe oder so was!

Wo hatte Achim nur den Zettel mit der Telefonnummer seiner Eltern hingelegt? Als gänzlich unnötig hatte sie diese Umsicht von ihm belächelt. Maria lief in die Küche. Ach, wie gut, er hatte ihn an die Pinnwand geheftet! »Maria! Maria!«, rief es da. »Wir haben Hunger.« Florian sprach mal wieder für alle. »Wo bist du denn?« Maria hörte seine Füßchen den Flur entlangeilen, und sie atmete durch in der Hoffnung, der Sauerstoff brächte sie wieder in Ordnung. Die Küchentür klappte auf. »Maria, wir haben Hunger!« Fast vorwurfsvoll klang das. »Das Essen ist ja jetzt fertig«, antwortete Maria in gereiztem Tonfall. Sie stellte die Teller auf den Küchentisch, legte das Besteck dazu und forderte den Jungen auf: »Sag deinen Geschwistern Bescheid, dass sie sich die Hände waschen sollen, und dann essen wir.« »Okay.« Florian steckte den Kopf zur Küchentür hinaus und rief: »Ihr sollt euch die Hände waschen! Wir essen gleich!« Dann setzte er sich auf seinen Platz.

Gedankenverloren stellte Maria die Nudeln und die Soße auf den Tisch. Dabei erst bemerkte sie, dass Florian dort schon saß. Sie rief: »Witzbold, du sollst dir auch die Hände waschen!« »Hast du nicht gesagt«, entgegnete Florian. »Das ist doch wohl klar«, antwortete Maria. Sie war ungeduldig. Sie war nicht in Ordnung.

Das ging so nicht. Als Florian brummelnd aus der Küche verschwand, griff sie zum Telefon und tippte schnell die Nummer von Achims Eltern ein.

»Ja, hallo, Maria hier. – Nein, es ist alles in Ordnung mit den Kindern. Nur ich werde krank. Mir wäre es lieber, wenn ihr vielleicht doch das Ganze übernehmen könntet. Ja, ja, natürlich bis um halb drei, das schaffe ich noch. Ja, okay, tschüss! Und danke!« Sie konnten einspringen. Das war schon mal gut! »Lecker, lecker, Nudeln!«, rief Lars, der zur Küche hineingesprungen kam. »Lecker Nudeln!«, sagte Lilly genauso erfreut, als sie ebenfalls kam und auf ihr Stühlchen kletterte. »Wo bleibt denn Florian?«, fragte Maria. »Bin schon da.« Er kam hineingestürmt und schob mit zu viel Schwung quietschend den Stuhl zurecht. »Nicht – so – laut«, meinte Maria und betonte jedes einzelne Wort übermäßig. Denn mittlerweile hatte sie Kopfschmerzen. »Wir wollen Gott fürs Essen danken, und dann kann's losgehen«, riss sie sich zusammen.

Es war gleich drei. Achim war pünktlich zurück auf dem Zimmer, nur Katrin war noch nicht da. Es würde doch wohl alles gut verlaufen sein? Die Schwester, an der er auf dem Gang vorbeigelaufen war, hatte nichts zu ihm gesagt, aber sie müsste ihn gekannt haben. Britta war auch nicht mehr da. Stattdessen war da ein frisches, noch mit Plastikfolie überzogenes Bett, das auf die nächste Patientin wartete. Achim wurde unruhig und ging wieder auf den Gang, um sich nach einer Schwester umzusehen, die er nach Katrin fragen könnte. Andere Besucher kamen ihm entgegen, nur keine Schwester. Eine Patientin mit einem Schiebestuhl, an dem ein Tropf befestigt war, trat am Ende des Ganges aus einem Zimmer. Da, gleich nach ihr, folgte Schwester Jutta! Mit eiligen Schritten lief Achim ihr entgegen. Schon auf sein fragendes Gesicht hin sagte die Schwester: »Ich weiß noch nichts, Herr Janson, Sie müssen sich noch einen Augenblick gedulden. Ich lasse Ihnen aber Bescheid sagen, sobald hier oben angerufen wird, wenn Sie mir sagen, wo Sie sich aufhalten.« Achim nickte. »Ich laufe hier den Gang entlang oder bin auf dem Zimmer meiner Frau.« Schwester Jutta lächelte und ging weiter. Achim hörte, wie im Schwesternzimmer das Telefon klingelte, und wartete im Gang, um gleich zu erfahren, ob es Katrin betraf. »Ja, danke«, hörte er Schwester Jutta sagen, aber aus diesen Worten war nichts abzuleiten. Achims Anspannung wuchs, denn er wusste, dass auch Christen kein Anrecht darauf

haben, dass alles glattgeht! »Herr Janson!«, rief da die Schwester nach ihm. Er lief ihr entgegen. »Ja?«, fragte er zögernd. »Ihre Frau ist im Aufwachraum und wird gleich von uns auf Station geholt.« »Ja? Ach, gut!« Achim war schon einmal erleichtert, sagte »Danke!« und machte auf dem Absatz kehrt, um ins Zimmer zu gehen und Katrin zu erwarten.

Es kam ihm noch einmal wie Ewigkeiten vor, bis sie tatsächlich ins Zimmer geschoben wurde. Ihre Augen waren geschlossen, und sie war bleich wie noch nie. Die mit Schläuchen am Bett oder vielmehr an Katrin befestigten Beutelchen für den Urin und das Wundwasser sowie der Tropf, der über eine Braunüle in ihre linke Armbeuge führte, machten den Anblick nicht schöner. »So weit ist alles gut«, sagte Schwester Jutta. »Näheres sagt Ihnen dann Doktor Holthöver. Er wird morgen früh vorbeischaun. Dann ist Ihre Frau auch wieder munterer.« »Moment!«, rief Achim, als die beiden Schwestern das Zimmer verlassen wollten. »So weit ist alles gut – das bedeutet, sie hat die Operation gut überstanden, oder wie?« »Ja. Und mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin ja kein Arzt«, antwortete Schwester Jutta.

Als Achim dann mit Katrin allein war, stellte er seinen Stuhl nahe an ihr Bett und strich ihr behutsam über die Hand. Sie sollte spüren, dass er da war. Tatsächlich schlug Katrin kurz die Augen auf, und ein angedeutetes Lächeln umspielte ihre trockenen Lippen. Was sie sagte, konnte Achim allerdings nicht verstehen, obwohl er den Kopf nahe zu ihr beugte und sie es wiederholte. Es war noch wie das Lallen eines Betrunkenen. »Schlaf ruhig weiter«, meinte Achim und hielt ihre Hand. Katrin drehte den Kopf ganz zu seiner Seite und schloss wieder die Augen.

Eine ganze Weile hatte er neben ihr gesessen, sie angeschaut, dann wieder gelesen und sie dann wieder angeschaut. Als er gerade wieder in sein Buch versunken war, flüsterte es: »Du bist ja immer noch da.« Achim schaute auf: »Ja, was denkst du denn?« Katrin hatte die Augen jetzt richtig offen und wollte sich nun aufsetzen. »Au!«, stöhnte sie aber im gleichen Moment und ließ sich zurücksinken. »Mensch, das musst du doch auch nicht machen«, schalt Achim sie erschrocken. »Hast ja recht. Ich hab so einen Durst!« »Hier ist Tee. Hat vorhin eine Schwester gebracht. Und Zwieback steht auch schon da.« Achim hielt ihr fürsorglich die Schnabeltasse an den Mund. »Lass mal«, meinte Katrin, »das kann ich. Igitt. Kamillentee ...« Nachdem sie ein paar Schlückchen getrun-

ken hatte, reichte sie Achim mit zittrigem Arm den Becher zurück und fragte: »Was ist mit den Kindern?« Achim nahm ihr den Tee ab und sagte: »Sie kommen zurecht. Ich glaube, es geht ihnen sogar richtig gut. Sie haben viel Spaß mit Maria. Was meinst du, so weit ist ja jetzt erst mal alles gut gegangen. Ich gehe mal eben raus und rufe meine Eltern an, okay? Dann können sie noch heute Abend in der Bibelstunde Bericht erstatten und vor allen Dingen fürs Beten danken.« »Mach nur. Ich laufe nicht weg. Und wir können wirklich erst mal ›Danke‹ sagen, dass schon mal die OP überstanden ist.« Das Sprechen war für Katrin doch noch sehr anstrengend. »Ich frage mich, was hier los ist.« Katrin legte ihre Hand ganz vorsichtig auf die operierte Brust. Sie war noch zu ertasten. Erleichtert und müde ließ sie die Hand neben sich sinken. »Morgen kommt der Arzt. Da werden wir Näheres erfahren.« Achim zog ihr fürsorglich die Decke bis über die Schultern. »Das gebe ich so auch meinen Eltern weiter, okay?« Katrin nickte. »Grüß sie mal schön. Und geh ruhig nach Hause und ruh dich aus ...« Und dann fielen ihr die Augen einfach zu.

»Papa, du sollst noch ›Gute Nacht‹ sagen«, rief Lars, denn er hatte den Schlüssel in der Wohnungstür gehört. »Komme«, rief Achim sofort, damit Lars nicht noch einmal rief und womöglich noch die beiden anderen weckte. Er lief direkt ins Jungenzimmer und setzte sich zu Lars aufs Bett. Florian, dessen Platz oben im Stockbett war, schlief bereits. »Warst du bei Mama?«, fragte Lars. »Ja«, nickte Achim und strich dem Jungen übers Haar. »Und geht es Mama gut?«, fragte Lars mit großen Augen. Zumindest Lars machte sich also doch mehr Gedanken, als es den Anschein hatte. Wer weiß, ob nicht die beiden Großen auch mehr mitbekommen hatten, als Katrin und er die ganze Zeit dachten. »Mama geht es schon wieder ganz gut. Sie muss bloß noch viel schlafen. Morgen ist sie auch noch schlapp, aber ich denke, übermorgen geht es ihr schon viel, viel besser«, erklärte Achim. »Besuchen wir dann alle die Mama?«, wollte Lars als Letztes wissen. »Na klar!«, antwortete der Vater. »Und jetzt schlaf schön, okay?« »Hm«, kam die undeutliche Antwort.

Als Achim mit einem Glas Cola ins Wohnzimmer ging, saßen dort seine Eltern auf dem Sofa. Achim setzte sich in den Sessel und merkte nun, wie erschöpft auch er war. »Na, Junge. Du bist auch erledigt, was?«, meinte die Mutter. Achim nickte bedächtig

und lehnte den Kopf zurück. Dann fragte er: »So, und Maria ist krank geworden oder wie? Heute Morgen erschien sie mir noch topfit.« »Sie wusste selbst nicht recht, was mit ihr war. Aber sie sah ganz elend aus«, antwortete Frau Janson. »Na ja«, machte Achim nur. »Und deine Frau?«, fragte Herr Janson. »Sie hat die OP laut der Schwester gut überstanden. Aber sie sah mitgenommen aus – völlig bleich. Ich hab mich erst ziemlich erschrocken, denn so, wie sie dalag, als sie ins Zimmer geschoben wurde, hätte man sie auch gut für tot halten können – total kreidebleich war sie. Als sie dann etwas getrunken hatte, konnten wir schon ein paar Worte wechseln. Und schließlich hat sie mich nach Hause geschickt, damit ich mich ausruhe!« Achims Eltern lachten. »Na, das ist wirklich gut«, meinte Frau Janson. »Und hat sie sich auch schon nach den Kindern erkundigt?« »Ja, na klar.« »Das ist doch schon mal alles prima«, bestätigte die Mutter. »Und unser Vater im Himmel wird alles Weitere auch richtig machen«, ergänzte der Vater. »Ich weiß«, nickte Achim müde. »Ich weiß.« Und genauso müde fuhr er fort: »Wir haben ihm alles anbefohlen, es wird gebetet, und Jesus Christus wird alles zum richtigen Ziel bringen.« Herr Janson hob fragend die Augenbrauen, so wie es auch Achims Angewohnheit war, wenn er im Unklaren über die wahre Bedeutung des Gesagten war. »Ich meine es genauso. Ich bin nur tatsächlich ungeheuer müde.« »Dann beten wir doch einfach noch gemeinsam und legen alles noch einmal in Gottes Hände«, schlug Herr Janson vor. »Genau«, stimmte die Mutter zu. »Und dann schläfst du, und morgen früh bin ich wieder da und kümmerge mich um die Kinder.« Als Antwort faltete Achim die Hände, und seine Eltern taten es ihm nach. Er war tatsächlich getrost, als sie das Gebet beendet hatten, und schlief später wie ein Murmeltier bis zum nächsten Morgen.

Den Tropf war sie nun los. Es ging also vorwärts. Schwester Anna begleitete sie zum Bad und rückte ihr einen Stuhl zurecht. »Wann kriege ich das Ding hier aus dem Arm?«, fragte Katrin und deutete mit der rechten Hand auf die verbliebene Braunüle in der Armbeuge. »Sehr wahrscheinlich auch heute Vormittag. Geht es? Nicht die Augen schließen!« Schwester Anna füllte ihren Zahnpfutzbecher mit Wasser und gab ihn ihr zum Trinken. Katrin schwitzte plötzlich und bemerkte, wie schwach sie doch noch war. »Ich glaube, ich wasche mich doch lieber im Bett.« »Ich glaube

auch«, meinte Schwester Anna und führte sie zurück. Erschöpft sank Katrin auf ihr Kissen. »Das ist ganz normal nach so einer OP, Frau Janson.« Schwester Anna brachte ihr, was sie brauchte, und wusch ihr den Rücken. Ob sie schon was wusste? Die war heute so nett! Na egal. Das tat einfach gut, denn sie fühlte sich so klebrig. »Ein eigenes Nachthemd, Frau Janson?« »Ja, sehr gern. Der linke Schrank ist meiner.« Als Katrin einigermaßen sauber und ein wenig erfrischt aufs Frühstück wartete, war sie dankbar dafür, dass es ihr unter diesen Umständen so gut gehen durfte! Ganz klar war ihr Körper noch schwach, aber ihrer Seele schien Gott selbst Frieden und Zuversicht geschenkt zu haben. Es klopfte kurz an der Tür, und gemeinsam mit Schwester Anna trat Doktor Holthöver ins Zimmer. »Es geht Ihnen schon wieder gut?«, fragte er. »Ja, es geht«, erwiderte Katrin. »Die Operation ist gut verlaufen. Vermutlich werden Sie schon getastet haben, ob Ihre Brust wirklich erhalten geblieben ist«, sagte er schnell, und man konnte erahnen, dass noch einige Krankenzimmer auf seinem Programm standen. Katrin nickte. »Sehen Sie«, sagte Doktor Holthöver, »wie wir erwartet haben, brauchten wir nur einen Saum gesunden Gewebes um den Tumor herum mit entfernen. Zum Tumor können wir noch nicht alles sagen, weil das Labor noch nicht fertig ist mit der histologischen Untersuchung. Normalerweise geht das schneller. Aber erst wenn die auch ihre Arbeit gemacht haben, können wir über den weiteren Therapieverlauf nachdenken. Wenn Ihr Mann ebenfalls mit mir sprechen möchte, sollte er morgen früh zu dieser Zeit hier sein.« Katrin nahm alles zur Kenntnis. »Kann man denn noch gar nichts über diesen Tumor sagen und noch gar keine Prognosen aufstellen?«, fragte Katrin. »Ich kann Sie gut verstehen, Frau Janson, dass Sie nun wissen wollen, auf was Sie sich einzustellen haben. Aber ich möchte auch nichts Falsches sagen. Morgen werden wir dann klar sehen.« Er gab ihr die Hand, nickte und war so schnell wieder aus dem Zimmer, dass auch Schwester Anna das Nachsehen hatte.

Zum Frühstück gab es keinen Zwieback mehr, sondern schon ein helles Brötchen und eine Tasse Kaffee. Das war ja schon mal was! Katrin ließ es sich schmecken, auch wenn sie noch kein ganzes Brötchen schaffte. Wieder klopfte es kurz, und Achim kam durch die Tür, in der Hand einen Blumenstrauß – und zwar einen wunderschönen! Ob Achim den tatsächlich selbst ausgesucht hatte? Es war eine Augenweide! »Hallo!«, sagte Katrin. »Du ver-

setzt mich ja echt in Erstaunen.« »Jetzt mach dich auch noch über mich lustig, wenn ich mich so bemühe ...«, scherzte Achim. Er wusste ja selbst, wie selten er seine Frau bislang mit Blumen bedacht hatte. »Für die nächsten zehn Jahre muss das auch reichen.« Katrin drückte ihren Mann ganz fest und sagte: »Dankeschön, mein Schatz!« »Bitteschön, auch mein Schatz«, antwortete Achim. »Hol doch bitte mal 'ne Vase dafür, irgendwo draußen im Flur ist ein Schrank ...« Katrin lehnte sich wieder zurück. Sogar das Denken war immer noch anstrengend. »Jetzt lass mal«, sagte Achim, »ich kriege das schon irgendwie geregelt, dass die Blumen ins Wasser kommen.«

Als Achim ihr die Vase auf die Fensterbank neben ihrem Bett stellte, erzählte sie aber doch noch von der Stippvisite des Doktors. »Das heißt, wir bleiben immer noch im Ungewissen, wie aggressiv der Tumor nun ist und welche Behandlung sich anschließen wird und wie die Chancen überhaupt sind«, fasste Achim die Lage sachlich zusammen. Und plötzlich rief er: »Mann o Mann, so langsam hält man das nicht mehr aus!« Er schlug mit der Faust auf die Fensterbank, tat dann aber so, als hätte er sich dort ohnehin abstützen wollen. Katrin war fast ein bisschen erschrocken über diesen Ausbruch ihres sonst doch immer besonnenen Mannes. Wie um sie beide aufzumuntern, sagte sie: »Sie haben wirklich nur den Tumor mit einem kleinen gesunden Gewebesaum entfernt. Das ist schon mal ein gutes Zeichen.« »Das stimmt.« Achim drehte sich wieder zu ihr. Er war selbst befremdet über seine Reaktion. »Entschuldige bitte«, sagte er zu Katrin und setzte sich zu ihr aufs Bett. Sie zuckte die Achseln und meinte: »Du reagierst wohl normal. Bist eben auch kein Glaubensheld ...« »Nein«, erwiderte er schlicht.

»Erzähl mir von den Kindern! Wie hat das mit Maria geklappt? Hat sich mein Vater noch mal gemeldet? Und hast du den Geschwistern in der Gemeinde und deinen Eltern Grüße bestellt?« »Also, die Kinder ...«, begann Achim und beantwortete ihre Fragen sorgfältig und der Reihe nach. Katrin legte sich flach hin, denn sie spürte, wie ihre Kräfte nachließen. Das Wichtigste erfuhr sie aber noch, bevor sie über dem Zuhören eingeschlafen war.

Für Maria war es eine ungewohnte Situation, hier zu sitzen. Sie hatte auch immer geglaubt, dass so etwas nur nötig sei, wenn man psychisch so richtig angeknackst war, ganz schlimme Sachen ge-

tan hatte oder um ein Leben als Christ überhaupt erst zu beginnen. Wegen diesem »Start im Glauben« war sie nämlich das erste und letzte Mal hier gewesen. Damals hatte sie vor Gerd, einem Christen aus Achims Gemeinde, alles ausgesprochen, was ihr damals als Schuld in ihrem Leben bewusst geworden war. Beispielsweise hatte sie als Kind ihrem Vater Geld aus dem Geldbeutel gestohlen, um sich im Lädchen um die Ecke, das es vor einigen Jahren noch gegeben hatte, ein Eis kaufen zu können. Und später hatte sie so gern über die Kleidung der anderen Mädchen in ihrer Klasse gelästert. Besonders eine bestimmte Klassenkameradin hatte unter ihrer Schlechtmacherei leiden müssen und ziemlich sicher auch deshalb in der Klassengemeinschaft bald keinen Fuß mehr fassen können. Auch so etwas wie am Telefon den Chef verleugnen, obwohl er da war, hatte sie als Schuld erkannt und ausgesprochen und noch vieles andere mehr. Es war ein langes Gespräch mit Gerd gewesen, in dem ihr klar geworden war, dass sie ihr ganzes bisheriges Leben lang gegen Gottes Willen gehandelt hatte – ja, dass es sie nicht einmal interessiert hatte, was Gottes Wille für ihr Leben überhaupt war. Da hatte sie dann begriffen, dass Jesus Christus wegen ihrer Gottlosigkeit hatte sterben müssen. Sie hatte ihm im Gebet für sein stellvertretendes Sterben gedankt und vor Gerd als Zeugen festgemacht, dass sie nun nach Gottes Willen leben wollte.

Aber nun saß sie hier wieder mit Gerd und würde wohl zugeben müssen, dass sie gescheitert war, dass es mit ihr keinen Sinn hatte und dass sie schlimmer war als alle anderen. Warum hatte sie eigentlich überhaupt noch um dieses Gespräch gebeten? Im Augenblick wusste sie es nicht.

Gerd las gerade zwei Verse aus der Bibel: »Wenn ihr in meinem Wort bleibt, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger; und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen« (Joh 8,31.32) und meinte abschließend: »Deshalb solltest du einfach ohne Umschweife ausspucken, was du auf dem Herzen hast. Und du musst nicht denken, ich oder irgendjemand wären besser als du. Wir haben alle das gleiche menschliche Herz. Also: Schämen brauchst du dich nur vor Gott, und der vergibt gern, wenn man ihm die Schuld aufrichtig bekennt, und man ist wieder frei.« »Es hört sich so einfach an«, dachte Maria. »Wenn es das doch auch wäre!« Irgendwie begann sie dann stockend zu erzählen, denn schlimmer konnte es dadurch ja auch nicht mehr werden. Sie sprach in Streiflichtern von der Freizeit in Tschechien; von ihrer,

Achims und Katrins Freundschaft und wie die beiden diese Freundschaft mit ihrer Verlobung kaputt gemacht hätten. Sie bekannte, wie enttäuscht sie gewesen sei und wie sehr sie sich bemüht hatte, nicht eifersüchtig zu sein. Und nun hatte sie mit einem Mal so furchtbare Gedanken und konnte sie einfach nicht abstellen! Sie wusste: So durfte sie nicht denken, aber sie tat es! »Ich werde bald wahnsinnig!«, schloss sie verzweifelt. »Das glaube ich dir gern«, antwortete Gerd. »Wenn ich mich bemühe, Gott zu gefallen, werde ich auch immer halb wahnsinnig. Es klappt nämlich nicht.« Maria sah ihn erstaunt an. »Nicht, dass es falsch wäre, sich zu bemühen. Nein, nein!« Gerd hob abwehrend die Hand. »Das meine ich nicht.« Er schlug seine Bibel wieder auf, blätterte hin und her und schien dann gefunden zu haben, was er suchte. »Schlag doch die Bibelstelle auch einmal auf!«, bat er Maria. »Römer 7, Verse 18 und 19.« Maria öffnete ihre Handtasche, in der sie stets ihre Taschenbibel bei sich trug, nahm diese heraus und suchte die von Gerd genannte Stelle. Dann las sie: »Denn ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.« Genau so ging es ihr. Genau so! Gerd lächelte. »Allen Christen geht es so«, sagte er. »Wenn sie denn ehrlich sind, müssen alle Christen zugeben: ›Ich kann nicht so leben, wie Gott es will. Ich kriege es einfach nicht hin. Im Gegenteil: Es wird immer schlimmer mit mir.« Maria sah Gerd verzweifelt an. »Ja, und wie soll das dann weitergehen?! So wird man doch nicht froh!« Gerd nickte: »Da hast du recht. Paulus, der das geschrieben hat, ruft deshalb auch aus: ›Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleib? Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn.« Gerd schaute Maria abwartend an, und Maria merkte wohl, dass er wartete, ob bei ihr der Groschen fiel. »Soll ich mich dann immer nur daran freuen, dass Jesus Christus mir vergibt, oder wie? Das kann's doch auch nicht sein!« Sie wurde fast wütend und bereute schon ihre Ehrlichkeit. Gerd blieb geduldig. »Das eine ist tatsächlich, dass du dich einfach darüber freuen kannst, dass Jesus dir vergibt. Ist das zu wenig? Deshalb ist er für dich gestorben!« »Das verstehe ich ja! Und ich bin ihm dafür dankbar!« Marias Stimme wurde lauter. »Aber muss ich denn so bleiben, wie ich bin?!« Mit einem Mal liefen ihr die Tränen über die Wangen, und sofort kramte sie in ihrer Tasche nach einem Taschentuch. Gerd wartete

einen Moment lang ab, bis sie sich die Tränen getrocknet hatte. Dann antwortete er: »Nein. ›Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn.‹ Das bedeutet noch viel mehr, als dass Jesus uns unsere Schuld vergibt. Das ist das eine. Und das andere ist doch: Jesus Christus lebt. Er ist doch auferstanden! Und auch wenn er jetzt zur Rechten Gottes sitzt, hat er aber doch an Pfingsten den Jüngern den Heiligen Geist gesandt, damit er in ihnen ›wohnt‹. Der wohnt auch in dir, seitdem du dich entschieden hast, Jesus nachzufolgen ...« »Davon merke ich nichts«, warf Maria resigniert ein. »Und was meinst du, weshalb leidest du so unter deiner Eifersucht?«, konterte Gerd. Sie zuckte die Achseln. »Weißt du es wirklich nicht?«, fragte Gerd. »Komm, du brauchst nicht so resigniert zu sein! Bei dir hat die Veränderung doch schon begonnen!« Er lächelte Maria aufmunternd zu, als sie erstaunt aufschaute. »Wieso?«, fragte sie noch immer skeptisch. »Schau doch mal«, begann Gerd. »Du hast bisher die Eifersucht immer nur weggeschoben und verdrängt. Nun ist sie wieder aufgebrochen, und du kommst damit in die Seelsorge und bekennt sie als Schuld. Meinst du denn nicht, dass der Heilige Geist das in dir bewirkt hat?« »Doch, kann sein«, überlegte Maria halblaut. »Das ist so«, bekräftigte Gerd. »Und du musst wissen: Gott sieht dich sowieso schon gänzlich verändert. Für Gott bist du schon vollkommen, weil er dich eingehüllt sieht in Jesus Christus.« Er sah Maria vielsagend an. »Ja, das kann ich ja sowieso nicht begreifen«, entgegnete sie. »Nimm das einfach dankbar im Glauben an! – Und was unser praktisches Christenleben betrifft: Es ist einfach so, dass Veränderung Zeit braucht. Doch sie geschieht, da kannst du sicher sein. Vermutlich wird deine Eifersucht nicht von heute auf morgen verschwinden. Aber du kannst nun in der Kraft des Heiligen Geistes darauf reagieren.« »Und wie soll das gehen?«, fragte Maria, noch immer in einem skeptischen Tonfall, doch mit etwas Hoffnung im Herzen. »Es ist wie mit jeder Sünde«, antwortete Gerd. »Du darfst sie nicht entschuldigen, sondern du musst sie als Schuld bekennen. Also nicht von wegen Achim und Katrin haben mit ihrer Verlobung unsere Freundschaft kaputt gemacht, sondern: Ich bin eifersüchtig. Das ist Schuld! Herr Jesus Christus, vergib mir!« Maria schaute Gerd mit großen Augen an und wollte empört sein. Doch etwas ließ sie innehalten, und es begann ihr zu dämmern, dass Gerd ja recht hatte! »Und dann heißt es, sich abzuwenden vom eigenen Wollen, Wünschen und Begehren und stattdessen zu fragen, was Gott

möchte, das du tun sollst«, fuhr Gerd unbeirrt fort. »Und davon gibt es genug! Und dann geschieht Veränderung. Aber denk dran: Die Reihenfolge ist wichtig! Es muss immer erst die Schuld bekannt werden! Wo das nicht gemacht wird, geschieht keine Veränderung, sondern Verdrängung. Und Verdrängtes bricht irgendwann unkontrolliert auf und macht uns kaputt. So wie es bei dir war.« Gerd hatte recht. Er hatte tatsächlich recht! Sie hatte damals ihre Eifersucht gar nicht bewältigt, sondern nur verdrängt. Und sie hatte es Achim und Katrin zum Vorwurf gemacht, dass sie sich ineinander verliebt hatten. Das war ja einfach kindisch von ihr. Wie peinlich! Wie schrecklich peinlich! Maria schüttelte über sich selbst den Kopf. Da bemerkte sie, wie Gerd sie fragend anschaute. »Du hast recht«, nickte sie nun deshalb. »Ich finde mich selbst nur einfach unmöglich.« »Das ist gut!«, entgegnete Gerd. »Na, du bist auch unmöglich!«, rutschte es Maria heraus. »Ja klar.« Gerd grinste. »Wir sind doch eigentlich alle unmöglich. Das Unfassbare ist dabei bloß, dass Jesus lauter unmögliche Leute in seine Nachfolge gerufen hat. Ist das nicht klasse? Jesus wollte gerade dich, die unmögliche Maria. Und mich, den unmöglichen Gerd. Und so kann man gerade weitermachen mit der Aufzählung, verstehst du? Und diese Selbsterkenntnis ist gut, denn sie bildet die Grundlage für echte Veränderung, weil wir merken: Nur Jesus in uns ist das Gute an uns. Und das wiederum bedeutet, dass wir Jesus in uns Raum geben müssen.« Maria nickte. Allmählich begriff sie, worum es im Glauben wirklich ging. »Das heißt, ich soll mich mit Jesus beschäftigen und nicht mit mir selbst, oder?«

»Hmhm«, bestätigte Gerd und schlug vor, noch zusammen zu beten.

Sie warteten auf Doktor Holthöver. Achim war ganz pünktlich um acht Uhr morgens zur Stelle gewesen, um ihn auf keinen Fall zu verpassen. Da kaute Katrin noch an ihrer Brötchenhälfte, denn obwohl es ihr gut schmeckte, rutschte immer noch nicht mehr hinter. So kam eben Achim zu einem zweiten Frühstück. Als er das Tablett hinaustragen wollte, kam die nette junge Praktikantin zur Tür herein. »Lassen Sie, ich nehme es. Hat's denn geschmeckt, Frau Janson?« »Ja, prima. Das sind ja ganz frische Brötchen. Kriegen Sie die auch, wenn Sie gleich Pause machen?« »Ja. Da freue ich mich auch schon immer drauf!« »Kommt gleich nun noch der Doktor?«, fragte Achim in den höflichen Plausch hinein. »Der ist meistens

zwischen acht und halb neun hier und verschwindet dann wieder schnell, weil er in den OP oder in die Sprechstunde muss. War er denn noch nicht bei Ihnen?« Katrin schüttelte den Kopf: »Nein.« »Ich frage mal Schwester Jutta«, sagte die Praktikantin, nahm das Tablett und verschwand wieder aus der Tür.

»Na toll, hat der uns vergessen?«, sagte Katrin. »Das wäre dann natürlich ein Saftladen. Und Doktor Plessmann hatte den Holthöwer in den höchsten Tönen gelobt und betont, wie gut ich bei ihm aufgehoben sei – wahrscheinlich so lange, wie ich bei ihm auf dem OP-Tisch liege.« »Jetzt warte mal ab, was die Schwester gleich sagt«, meinte Achim. Die beiden warteten schweigend. Als sich nichts tat, beschloss Achim zum Schwesternzimmer zu gehen und selbst nachzufragen.

Da er auf dem Gang keine Schwester antraf, klopfte er an die Tür des geöffneten Aufenthaltsraums. Schwester Anna kam und fragte: »Ja?« »Wir warten immer noch auf Doktor Holthöwer. Kommt der noch?«, fragte Achim und bemühte sich um einen freundlichen Ton. »Er wird mittags zu Ihrer Frau kommen. Es gab vom Labor her immer noch Unklarheiten bezüglich des Befundes«, antwortete die Schwester. Achim presste die Atemluft durch die Nase. »Und wieso sagt man uns das nicht? Wir warten doch schon die ganze Zeit«, entgegnete er, immer noch um einen freundlichen Ton bemüht. »Ich habe es Ihnen gerade gesagt«, erwiderte Schwester Anna. »Okay.« Achim sagte lieber nichts mehr. Zum momentanen Zeitpunkt war es auch bei ihm nicht mehr weit her mit seiner sonst üblichen Sachlichkeit, und er lief energisch zurück zum Krankenzimmer. Er erzählte Katrin, dass der Laborbefund noch nicht vollständig wäre und deshalb der Arzt erst mittags käme. »Na toll, und keiner sagt einem mal was. Es hätte ja auch sein können, dass du noch an die Arbeit musst«, regte Katrin sich auf. »Ich gehe noch einmal zu Hause anrufen und sag meinen Eltern Bescheid. Die können dann weiterbeten«, meinte Achim. »Diese Warterei auf die Labor-Ergebnisse, das macht einen ja zusätzlich krank!« »Das stimmt. Lass dir ruhig Zeit und schnapp ordentlich frische Luft – am besten für mich mit. Ich bin schon wieder müde ...« Die Augenlider wurden Katrin schwer. »Bis später«, sagte Achim leise und gab Katrin einen Kuss auf die Wange.

Es war mittags. Wie lange würden sie nun wieder warten müssen? Da klopfte es an der Tür, und Doktor Holthöwer trat ein.

»Herr Janson, nehme ich an?«, fragte er und streckte Achim die Hand entgegen. Achim erhob sich von seinem Stuhl, und Katrin schob sich das Kissen fester in den Nacken. Auch Katrin gab der Doktor die Hand, und dann zog er sich einen Stuhl ans Bett und setzte sich. Für einen Augenblick sagte niemand ein Wort, und Katrin hielt unbewusst die Luft an. »Nun«, begann der Arzt dann umständlich, »wie sagt man es am besten?« Achim entgegnete: »Sie können uns ganz direkt sagen, wie es aussieht. Handelt es sich um einen sehr aggressiven Tumor? Hat meine Frau überhaupt keine Chancen mehr? Wir werden die Wahrheit verkraften.« Der Arzt schaute ganz sonderbar von einem zum anderen. Dann begann er, wie es schien, wieder ganz umständlich. »Doktor Plessmann ist ein von mir sehr geschätzter Kollege. Da der Knoten in Ihrer Brust bereits tastbar war, Frau Janson, hatte er ja mittels einer Stanze das Gewebe schon in seiner Praxis entnehmen und untersuchen lassen können. Der Befund war eindeutig derart, dass es sich um ein schnell wachsendes Karzinom handelte. Deshalb bekamen Sie auch umgehend den OP-Termin. Doktor Plessmann hat sich sehr dafür eingesetzt. Es gab auch keinen Grund, vor der OP diesen Befund noch einmal zu überprüfen. Wir haben lediglich Untersuchungen vorgenommen, welche über die Metastasierung Auskunft gaben. Aber so gehen wir in der Regel vor, wenn gesicherte Diagnosen des überweisenden Gynäkologen vorliegen.« Sowohl Katrin als auch Achim rätselten, wohin dieser Vortrag führen sollte. Katrin wollte wissen, wann die Chemotherapie oder die Bestrahlungen beginnen mussten und ob sie eine Fünf- oder Zehnjahres-Überlebensdauer prognostiziert bekam, soweit ein Arzt das überhaupt wirklich sagen konnte. »Unsere Diagnose vor der OP war, einmal deutlich für Sie gesprochen: Karzinom im Frühstadium ohne Metastasierung. Das wären auch gute Chancen für eine völlige Genesung gewesen.« »Also doch das Schlimmste«, dachte Katrin nun, und ihr wurde heiß und kalt zugleich. Als sie zu Achim schaute, bemerkte sie an seinem Gesichtsausdruck, dass auch er nun mit keinem – menschlich gesehen – guten Ausgang mehr rechnete. Doktor Holthöver schaute auch ernst. »Wir haben dann Proben des entfernten Tumors ins Labor gegeben, und es ist ausgeschlossen, dass die Proben mit anderen vertauscht wurden. Alle diese Tests zeigen, dass es sich um einen gutartigen Tumor handelt. Es tut uns leid, dass Sie sich nun die ganze Zeit im Glauben wähnten, krebskrank zu sein. Vermutlich wurden in dem Labor,

wo Doktor Plessmann untersuchen ließ, die Proben vertauscht. Sie können nach zehn Tagen, wenn die Fäden gezogen sind, gesund nach Hause gehen, Frau Janson. Wie gesagt, es tut mir leid, aber an uns hat es nicht gelegen.« Noch immer sagten Katrin und Achim nichts. Katrins Gesichtsausdruck war maskenhaft erstarrt, doch mit einem Mal schüttelte es sie, und sie brach in Tränen aus. Ihr ganzer Körper bebte. Doktor Holthöver stand auf und gab Achim die Hand. »Ich lasse Sie erst einmal allein. Sie können noch bei Ihrer Frau bleiben, oder? Wenn Sie mich dann später noch einmal sprechen wollen, wenden Sie sich bitte an Schwester Anna.« Achim hatte sich ebenfalls erhoben. Als der Arzt gegangen war, stand Achim immer noch an Katrins Bett – fassungslos. Dann aber setzte er sich auf die Bettkante und nahm Katrin in den Arm. Sie bebte noch immer. »Weißt du, was für ein Bibelvers mir vor der OP in den Sinn kam?«, schluchzte Katrin. »Ihr werdet nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen. Ich hab gar keinen Krebs! Die Ärzte haben sich geirrt!« »Vielleicht hattest du auch Krebs, und der Herr hat dich geheilt«, sagte Achim mit zitteriger Stimme. Vierzehn Tage lang waren sie einem Wechselbad von Hoffen und Bangen ausgesetzt gewesen, von Kämpfen und tiefem Frieden, von Rebellion und echter Demut. Und nun hieß es: »Alles nur ein Irrtum!« Katrin hatte sich schlaff in ihr Kissen zurücksinken lassen, und Achim murmelte: »Das gibt's nicht«, verschränkte die Hände im Nacken, lehnte sich zurück und verharrte einen Moment so. Die Geschehnisse der letzten vierzehn Tage zogen an seinem Inneren vorüber, dann noch einmal die Worte Doktor Holthövers. Mit einem Mal stand er ruckartig auf und schlug sich unsanft an die Stirn. »Ja, sind die denn blöd?! Was machen die mit einem?!« Katrin streckte ihre Hand aus, fasste nach seinem Arm und flüsterte: »Glaub ich nicht. Ich bin überzeugt, Gott hat mich geheilt!« Achim schaute sie an, setzte sich wieder und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Während er so verharrte, spürte Katrin erschüttert, dass ihr starker Mann weinte. Sie strich ihm übers Haar. Bei ihr legte sich allmählich der Schock, und ihr Herz wurde nun durchströmt von Dankbarkeit. Was auch immer passiert war, der Herr schenkte ihr Gesundheit, und sie sollte seine Werke verkündigen. Es war also eine Verheißung für sie gewesen. Was war das für ein großer Gott! Ja, von dem wollte sie anderen Menschen erzählen, auf jeden Fall! Und sie wollte nicht mehr murren über ihre Arbeit, über ihre Kinder, über Achim, über das tägliche Einerlei.

Wie hatte sie das nur tun können? Alles, jeder Tag, war doch ein Geschenk! Dieser gnädige Gott hatte ein Recht auf ihren ganzen Einsatz! »Achim, komm, wir lesen endlich die Andacht von heute«, sagte sie und schob ihren Mann sanft von sich, um sich vorsichtig aufzusetzen. Achim wischte sich verstohlen über die Augen, als er sich aufrichtete. Es war wirklich das Beste, in dieser Verwirrung auf Jesus Christus zu schauen. »Hier ist das Andachtsbuch«, sagte Katrin. »Liest du?« Achim nahm es und suchte die Seite mit dem aktuellen Datum. »Diesen Tag müssen wir markieren«, meinte er dann. »Ist er schon«, schmunzelte Katrin, »in meinem Herzen!« Um Achims Mundwinkel spielte ein kleines Lächeln. Das war typisch Katrin. Er las: »Gott hat uns vorherbestimmt zur Sohnschaft durch Jesus Christus für sich selbst, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zum Preise der Herrlichkeit seiner Gnade« (Epheser 1,5.6). Das sagt an diesem Tag alles«, meinte Achim sehr betroffen. Der Herr bestätigte mit diesem Wort all das, was ihm in der letzten Zeit wichtig geworden war. »Hoffentlich schreiben wir uns das jetzt auch hinter die Ohren, damit wir nicht wieder vergessen, wozu wir auf dieser Erde sind!«, sagte Katrin.

8. Kapitel

Wieder war es Frühling geworden. Der Hauseigentümer hatte eingewilligt, dass sie das kleine Gärtchen nutzen konnten, aus dem damals Adele Schlegelmeyer ihr die Blumen gebracht hatte. Schneeglöckchen waren es gewesen; die ersten Frühlingsboten, die verkündeten, dass die Natur wieder zum Leben erwachte. Katrin hatte ein Bund dieser Schneeglöckchen ausgegraben und brachte sie gemeinsam mit den Kindern an Frau Schlegelmeyers Grab.

»Wir setzen sie hier in die Ecke«, sagte Katrin. Florian wollte sie aus dem Topf lösen, in den die Kinder sie zu Hause hineingesetzt hatten. »Nein, nein, lass sie drin! Wir dürfen hier nicht einfach etwas einbuddeln, wir stellen sie nur im Topf hierher.« »Warum dürfen wir sie nicht einbuddeln?«, fragten Lars und Florian gleichzeitig. »Diese Grabstelle gehört dem Sohn von Frau Schlegelmeyer.« »Wieso?« Florian runzelte die Stirn. »Du hast doch gesagt, hier liegt Frau Schlegelmeyer begraben.« »Ja, Schatz«, erwiderte Katrin. »das stimmt ja auch. Aber ihr Sohn hat für sie das Grab gekauft, und er pflegt es auch. Wir möchten doch auch nicht, dass jemand anders in unseren Garten Blumen pflanzt, wo es ihm gefällt. Wir selbst würden vielleicht lieber Erdbeeren an die Stelle setzen. Es darf eben der bestimmen, was gepflanzt wird, dem der Garten gehört.« »Genau«, bestätigte Lilly naseweis, obgleich sie die Ausführungen wohl am wenigsten verstanden hatte. »Aber will denn der Sohn von Frau Schlegelmeyer lieber Erdbeeren hier anpflanzen?«, fragte Lars. »Nein«, antwortete Katrin, und allmählich wurde sie ungeduldig. »Ich weiß nicht, was er pflanzen möchte, und deshalb dürfen wir nicht einfach die Schneeglöckchen einbuddeln. Aber hinstellen können wir sie. So. Das sieht doch schön aus, oder?« Katrin drückte den Topf etwas in die Erde hinein, damit er nicht bei der nächsten Windböe umkippte. »Und jetzt freut sich die Frau Schlegelmeyer über die Schneeglöckchen, nicht wahr, Mama?«, fragte Lilly. »Sieht sie denn die Schneeglöckchen überhaupt?«, fragte Florian. Katrin überlegte, ob sie nicht doch besser am Morgen hierher gegangen wäre, als die Kinder im Kindergarten waren. Diese Kinderfragen, auf die man keine rechte Antwort hatte, weil man selbst oft nicht wusste, weshalb man etwas tat! »Kann sie doch gar nicht«, meinte Lars. »Die liegt doch unter der Erde.« Wie recht die Jungen im Grunde hatten! Für wen stellte

man Blumen aufs Grab? »Mami, du hast doch immer gesagt, dass die Leute zu Gott kommen, wenn sie sterben«, bemerkte Florian nun wieder. »Warum liegt Frau Schlegelmeyer dann hier unter der Erde?« Katrin stöhnte unbewusst auf. Das wurde aber auch immer komplizierter. »Ich versuche es euch zu erklären. Kommt, wir gehen aber zurück zum Auto. Es wird kalt hier.«

»Alle Menschen werden begraben, wenn sie gestorben sind«, begann Katrin, als alle drei angeschnallt waren und sie losfuhr. »Aber ein Teil des Menschen lebt immer weiter. Das ist die Seele, die man nicht sehen kann. In der Bibel steht, dass die Menschen, die Jesus lieb haben, für immer bei Gott sind, und sie haben es sehr gut bei ihm. Bei Gott ist es noch viel, viel schöner als hier auf der Erde.« »Dann ist es ja nicht schlimm, wenn man tot ist«, stellte Florian fest. »Haben wir bei Gott dann ganz viele Spielsachen?«, fragte Lars. Katrin lachte. »Ich weiß es nicht. Das steht nicht in der Bibel. Aber wir haben auf jeden Fall dann alles, was wir brauchen, damit es uns gut geht, und alles, was uns glücklich macht. Vor allem sind wir dann beim Herrn Jesus und können ihn sogar sehen. Und dann werden wir uns sehr freuen!« Sie waren schon fast wieder zu Hause, da sagte Lilly: »Und die Frau Schlegelmeyer ist jetzt schon beim Herrn Jesus.« Leider wusste Katrin das nicht. »Wenn sie den Herrn Jesus lieb gehabt hat, dann ja.« Diese Antwort nahmen die Kinder einfach hin und fragten nicht weiter. Also unterließ auch Katrin weitere Ausführungen. Sie waren ohnehin zu Hause angekommen. Als sie ausstiegen und hineingingen, fing sie niemand mehr ab, um ein Gespräch anzufangen. Doch daran hatte sich Katrin schnell und gern gewöhnt. Dennoch tat es ihr leid um die alte Frau. Sie hatte gehen müssen, und Katrin durfte bleiben. Diese Dinge waren schwer zu verstehen. Manchmal hatte Katrin sich gefragt, ob Frau Schlegelmeyer nicht vielleicht noch öfter mit in den Gottesdienst gekommen wäre und Frieden mit Gott gefunden hätte. Dann hätte Katrin gewusst, dass die Nachbarin nun bei Gott war. So aber wusste es nur Gott selbst.

»Kinder, geht erst einmal Hände waschen!«, rief Katrin drinnen und ging selbst zunächst in die Küche, um die Kartoffeln anzustellen, die sie noch geschält hatte, bevor sie losgefahren waren.

Im Bad hörte sie das Wasser aus dem Hahn rauschen, und dazu ertönte immer lauter werdendes Gekichere. Sie hatte doch schon zig Mal gesagt, dass sie den Wasserhahn nicht so weit aufdrehen sollten! Bestimmt spritzten sie ihr wieder den Spiegel und die Flie-

sen voll. Eilig lief sie zum Bad. »Müsst ihr immer so einen Quatsch machen? Ich habe euch ja wohl oft genug gesagt, dass der Wasserhahn vorsichtig aufgedreht wird!« Florian hielt noch einmal seine Hand unter den Strahl, bevor Katrin am Waschbecken war. Das Wasser spritzte den Kindern ins Gesicht und Katrin ebenso. »Freundchen!«, schimpfte sie und klatschte mit ihrer flachen Hand auf Florians. Der zog seine Hand nun beleidigt weg und trollte sich ins Zimmer. »Ich hab das nicht gemacht, Mama«, sagte Lars, und Lilly schaute ganz erschrocken drein. »Du hast genauso den Quatsch mitgemacht und gelacht«, sagte Katrin streng. »Und du auch, Lilly.« Sie trocknete den beiden grob die Hände ab. »Alleine!«, rief Lilly empört. »Nein! Das hättest du vorhin alleine machen können«, entgegnete Katrin. Lars lief seinem Bruder hinterher ins Zimmer, und Lilly begann zu weinen. »Ich wollte das alleine machen!« »Du bist jetzt fertig«, sagte Katrin, wusch die eigenen Hände und ging zurück in die Küche.

Als sie die Karotten schälte, begannen die Jungen zu streiten. »Den Laster hatte ich zuerst«, rief Florian. »Das stimmt gar nicht, den hatte ich!« Lilly kam in die Küche und sagte treuherzig: »Die streiten!« Katrin wischte sich die Hände im Spüllappen ab und stapfte hinüber in ihr Zimmer. »Was ist denn jetzt schon wieder los?« Sie stemmte die Hände in die Hüfte und schaute streng von einem zum anderen. Beide Jungen beteuerten ihr, dass sie den Laster zuerst gehabt hatten. Katrin wurde es zu bunt. »Keiner kriegt den Laster, der kommt auf den Schrank. Fertig.« Sie riss ihn den beiden aus den Händen, beförderte ihn hoch auf den Schrank und ging zurück in die Küche. Irgendwie war es mit ihrer Geduld heute nicht weit her. Da drehte sich der Schlüssel im Schloss, und die allabendliche Papa-Begrüßungsfeier begann, als wäre nichts gewesen.

Die Kinder waren im Bett, Achim saß am Wohnzimmertisch und befasste sich mit liegen gebliebenen Büro-Arbeiten, und Katrin bügelte. Irgendwie war alles beim Alten. War das nicht merkwürdig? Katrin stellte das Bügeleisen beiseite und setzte sich zu Achim an den Tisch. Er schaute verwundert auf. »Mein Vater will uns Sonntag besuchen«, sagte sie. »Ja, ist in Ordnung«, meinte Achim nur. Das war doch kein Problem, denn er hatte die Therapie, die er letztes Jahr um diese Zeit begonnen hatte, erfolgreich beendet und war bis heute trocken geblieben. Sogar in den Gottesdienst war er schon mehrmals mitgekommen. »Und schöne

Grüße von Maria. Die hat heute Morgen von der Arbeit aus mal angerufen.« »Die hat sich lange nicht mehr gemeldet! Was erzählt sie?«, fragte Achim. »Sie zieht mit Verena zusammen, stell dir vor! Die Wohnung ist irgendwo in der Oststadt, aber die Straße sagt mir nichts. Jede hat ein eigenes Zimmer, und dann haben sie noch Bad, Küche und sogar ein gemeinsames Wohnzimmer.« »Ich glaube, das ist 'ne gute Sache. Sollten viel mehr alleinstehende Gläubige machen; so kann man sich doch gegenseitig stützen«, erwiderte Achim. »Außerdem ist es für Maria gut, dass sie endlich von ihren Eltern unabhängig wird.« Achim machte sich mit dem Kugelschreiber eine Notiz an einer Rechnung. »Ich wollte noch was sagen«, begann Katrin wieder, bevor sich Achim weiter in seine Unterlagen vertiefte. »Irgendwie ist bei uns wieder alles wie gehabt.« Achim hob seine Augenbrauen – wie gehabt. Erst wollte er weiter schreiben, aber dann legte er doch den Stift erst einmal aus der Hand und fragte: »Wie meinst du das?« »Ach ...« Katrin stützte ihr Gesicht in beide Hände. »Weißt du noch, letztes Jahr, als Doktor Holthöver sagte, ich hätte gar keinen Krebs, wie das war?« »Ja, na klar«, antwortete Achim, »so etwas vergisst man nicht.« »Ja, nicht wahr?«, meinte Katrin. »So etwas vergisst man nicht. Ich hatte mir damals so viel vorgenommen. Alles sollte anders werden. Ich wollte dankbarer sein, die Kinder nicht mehr so anmotzen, sondern gelassen und gerecht mit ihnen umgehen, wollte so viel wie möglich anderen Menschen von Jesus Christus erzählen. Ich wollte dir gern eine gute Ehefrau sein und ohne Gemeckere meine Aufgaben erledigen und meinen von Gott zugewiesenen Platz ohne Murren ausfüllen. Ich hatte gehofft, wir beide würden mehr miteinander sprechen. Aber weißt du was? Ich komme auch nach diesen tiefen Erfahrungen mit Jesus so oft wieder an den Punkt, dass mir meine Arbeit stinkt, dass die Kinder mich nerven, dass ich schweige, anstatt auf Jesus hinzuweisen, und dass ich über uns und unsere Probleme miteinander resigniere.« Achim grinste vor sich hin und meinte schließlich nur: »Sag bloß!« »Ha, ha, ha! Was soll das denn jetzt?«, regte sich Katrin auf, stand auf und ging zurück ans Bügelbrett. Achim blieb einfach sitzen und überlegte lange – zu lange für Katrin, die sich veralbert und nicht ernst genommen fühlte – wie gehabt. Eine Hose hatte sie fertig gebügelt, bis Achim endlich zu sprechen begann: »Was du schilderst, finde ich einfach nur normal. Ich glaube, du hast dir Illusionen gemacht. Das hörte sich eben an, als hättest du gemeint, die Erfah-

rungen vom letzten Jahr hätten dich zu einem besseren Christen gemacht, und nun musst du enttäuscht feststellen, dass das gar nicht der Fall ist.« Katrin hielt im Bügeln inne. Hatte sie das geglaubt? So ein Quatsch! Sie wusste doch, dass sie Sünderin war und nicht besser wurde! Sie bügelte verbissen weiter. »Dass ich nicht besser werde, weiß ich! Aber warum falle ich an den gleichen Stellen auf die Nase wie noch genau vor der OP? Ich war doch Gott so dankbar für die Heilung und dafür, dass er mir quasi mein Leben noch mal geschenkt hat!« Achim schaute seine Frau nachdenklich an. Eigentlich wollte er unbedingt noch vorm Schlafengehen die Unterlagen durchgesehen haben ... »Und auch, dass es zwischen uns so ist wie vorher ...« Katrin stockte. Sie bemerkte, dass Achim eigentlich andere Dinge im Kopf hatte. Ach, man musste sich wohl mit allem abfinden ... Sie ergriff wieder ihr Bügeleisen und glättete lustlos Achims kariertes Hemd, das er eigentlich schon an diesem Morgen hatte anziehen wollen. Achim wusste, dass er sich einen Ruck geben musste, alles andere wäre lieblos. Tragisch war's ja auch nicht, wenn er den Ordner noch einmal beiseite legte. »Wie meinst du das?«, fragte er. »Was?«, fragte Katrin entgeistert zurück, um Achim deutlich zu machen, wie lange er geschwiegen hatte. Dabei wusste sie natürlich noch sehr genau, worauf er Bezug nahm! »Das mit uns, wie meinst du das?«, fragte Achim. Eigentlich hatte sich Katrin nun in ihr Schneckenhaus zurückgezogen – auch wie gehabt. »Aber wenn ich jetzt wieder nichts mehr sage, kann sich auch nichts ändern!«, durchfuhr es sie da. Deshalb streckte sie doch noch einmal die Fühler aus und murmelte: »Ach, wir reden so wenig miteinander.« Achim überlegte wieder. Dann sagte er nachdenklich: »Du hast mir ja schon häufiger gesagt, dass du dir mehr Gespräche zwischen uns wünschst. Aber es geht mir nicht anders als dir: Ich bemühe mich, versuche mich zu überwinden, und manchmal gelingt es mit der Hilfe des Herrn und manchmal eben nicht, weil ich an meiner Bequemlichkeit festhalte. Das ist Schuld. Es tut mir auch leid, wenn ich dir's dadurch schwer mache.« Achim überlegte noch einmal, und Katrin ging nun das Bügeln wieder etwas leichter von der Hand. Sie blieb aber still und wartete, ob Achim noch etwas sagen würde. »Was du schilderst, ist doch im Grunde das Gleiche«, begann er wieder. »Du kennst deine Schwachstellen und willst sie überwinden. Aber die alte Katrin geht doch immer wieder mal mit dir durch. Ist das 'ne Katastrophe?« Katrin schaltete das Bügeleisen

aus und setzte sich zu Achim an den Tisch. »So wollte ich einfach nicht mehr sein, so undankbar, so gereizt. Wenn ich daran denke, wie viele ›Kronleuchter‹ mir im Zusammenhang mit meiner Krankheit aufgegangen sind, verstehe ich einfach nicht, dass ich jetzt wieder so sein kann!« Achim nahm den Kugelschreiber und bewegte ihn in der Hand hin und her. »Dementsprechend kannst du dann auch nicht verstehen, wie ich so sein kann, wie ich eben bin.« Katrin schaute ihren Mann erstaunt an. Schwang da so etwas wie Kränkung in seiner Stimme? Achim begegnete ihrem Blick und hob fragend die Augenbrauen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sie nicht verstand. Doch nun musste Katrin überlegen und blieb stumm. »Kann es sein, dass du dir etwas unrealistische Vorstellungen davon gemacht hast, wie das Leben nach dem, was wir durchgemacht haben, weitergeht?« Vorstellungen – Katrin überlegte – natürlich hatte sie sich welche gemacht. Aber Vorstellungen sind doch »Bilder«, durchfuhr es sie da. Hatte sie sich nicht auch vorgenommen, sich keine »Bilder« mehr zu machen? Hatte sie nicht auch begriffen, dass es Schuld war, sich Ideal-Vorstellungen von anderen oder von sich selbst zu machen und Menschen da hineinzwängen zu wollen? Waren gar die Vorstellungen, die sie sich so machte, das eigentliche Problem? »Hallo!«, rief da Achim. »Kommt noch was?« »Das musst du gerade sagen«, meinte Katrin. »Ich überlege zwei Minuten, und schon wird's dir zu lang. Und wenn ich von dir nach zehn Minuten eine Antwort kriege, soll ich aber noch wissen, worum es geht.« Katrin wuschelte Achim durchs Haar, und er lachte. »Ja, ich hatte Vorstellungen, unrealistische Vorstellungen, du hast recht. Und ich hatte mir auch ein Idealbild davon gemacht, wie wir beide nach dieser Heilung miteinander umgehen würden und wie geduldig und liebevoll ich mit den Kindern sein würde und überhaupt – wie ich nur dankbar sein würde.« Katrin stützte frustriert ihr Gesicht in beide Hände. »Na, das musste ja wohl 'ne Bauchlandung geben, oder?« Achim setzte sich genauso hin wie seine Frau und versuchte auch ihren Gesichtsausdruck nachzuahmen, sodass sie loslachen musste. »Mensch«, rief sie, »nimm mich ernst!«, sprang auf und rüttelte Achim zum Spaß an den Schultern. »Na, durchschütteln müsste man eher dich!«, konterte der, stand auf und schloss seine ›handgreiflich‹ gewordene Frau in die Arme. »Stimmt«, lenkte Katrin ein und lehnte sich an ihren Mann. »Ich muss noch so einiges kاپieren!« »Wer muss das nicht?«, entgegnete Achim.

»Also war auch das wieder ein Tag wie jeder andere!«, überlegte Katrin laut. »Jeden Tag brauche ich Jesus. Jeden Tag kann ich nur aus seiner Gnade und aus seiner Kraft leben, ob in irgendeiner extremen Situation im Krankenhaus oder im Alltag zu Hause. Und jeden Tag geht es nicht darum, meinen selbst gemachten Vorstellungen nachzurrennen, sondern zur Ehre Gottes zu leben!« »Insofern ist doch sogar jeder ganz normale Tag ein besonderer Tag, oder?«, meinte Achim schmunzelnd. Katrin blickte ihn erstaunt an: »So etwas aus deinem Mund ...« »Dein Denken färbt ab ...«, neckte Achim.

Katrin lachte: »Also doch nicht ein Tag wie jeder andere ...«